Die Zukunft.

Berlin, den 26. Mai 1900.

Barnum.

Phineas Taylor Barnum ist in Berlin eingezogen. Am Kurfürstendamm, auf wilmersdorfer Gebiet, hat er mit amerikanischer Geschwindigkeit seine Zeltstadt erbaut und die Bewohner der Reichshauptstadt und ihrer Vororte strömen in dichten Massen seit dem sechzehnten Mai in seine Leinwandwelt. Das war ein großer Tag. Stunden lang stockte morgens der Verkehr. Menschen jeden Alters, Geschlechtes und Standes hatten die Straßen besetzt, fragten nicht nach Geschäft, Bureauzeit und Schule und harrten gierig der Dinge, die kommen sollten. Sie kamen. Zwanzig, dreißig Wagen, Prunkwagen mit dickem Goldstuck und Spiegelscheiben, jeder mit sechs Pferden bespannt, innen gezähmte Wildnißthiere, auf dem Verdeck menschliche Mißgebilde. Reiterschwärme, Männlein und Weiblein hoch zu Roß, Gepanzerte, Burgfräulein, Prinzen und Prinzessinnen aus dem Märchen, Lanzknechte, Ritter im bunten Sammetwams. Auch gelbe, braune und schwarze Menschen in orientalischer Tracht. Und sehr viel Musik, Fahnen, Blumengewinde, Baldachine und Wimpel. Ein im weltstädtischen Weichbild wunderlich wirkender Jahrmarktsaufzug. Kein einziges hübsches Kostüm, keine durch stilisirte Herrichtung, Schönheit oder gute Haltung auffallende Gestalt, kaum ein paar besonders werthvolle Rassepferde. Jede Einzelheit hatte beinahe Jeder in deutschen Circusgebäuden und Schaubuden schon besser gesehen. Gleißender Humbug ohne eine Spur exotischer Ueppigkeit. Aber die Masse ward durch Masse gezwungen. So viele Menschen und Thiere

hatte man noch nie in einem Zuge erblickt; in welcher Riesenarche mochte der Manager dieses Gewimmel übers Weltmeer gebracht haben? Und die sechs oder sieben Extrazüge, die, wie in den Zeitungen erzählt worden war, die Horde nach Berlin geführt hatten! Und die Buntheit der ganzen Schaustellung, der Goldstuck, die silbern schimmernden Rüstungen, die indischen, japanischen, arabischen Gewänder, Sammet, Seide, Perlen und Flitterstaat jeglicher Art!... Die Gaffer im Spalier waren höchst befriedigt. Mancher schwenkte den Hut und rief Hurra, als zöge ein bewunderter Held, ein vom Ruhm gekrönter Herrscher in die Vaterstadt ein. Wenn die ängstliche Polizei nicht der Elephantenheerde den Platz im Zuge verweigert hätte, wäre es zu stürmischen Ausbrüchen des Volksjubels gekommen.

Phineas Taylor Barnum ist seit neun Jahren tot. Dennoch darf man sagen: er ist in Berlin eingezogen. Den Mann kannten wir nicht mehr; er gehörte einer früheren Generation. Wir wissen nur noch, daß er eine Weltgeschichte des Humbug und ein Buch über die Kunst, reich zu werden, geschrieben hat, daß er Temperenzler, Volksredner und Show-Unternehmer größten Stils war, ein schwarzes Frauenzimmer als hundertundsechzigjährige Amme Washingtons ausstellte, als Manager der Sängerin Jenny Lind Millionen erwarb, die er in abenteuerlichen Spekulationen wieder verlor und noch einmal zurückgewann, und schließlich in seinem orientalischen Feenschloß Iranistan im Staate Connecticut starb. Der Mann ist längst vergessen; sein Name aber ward in das Bereich der Legende entrückt. Er giebt uns den Begriff des frechen Reklamemachers, des Weltbetrügers, der aus dem Schacht der menschlichen Dummheit Märchenschätze schürft. Ist dieses Urtheil nicht ungerecht gegen den Mann? Wir können uns jetzt ja in seines Lebens letzter Schöpfung umschauen. Das ist kein Schwindel. Das ist die klug ersonnene Leistung eines Mannes, der seiner Zeit voraus war und wirklich wußte, wie man es heutzutage anstellen muß, um das große Ziel zu erreichen: to make a fortune. Die Leistung eines genialen Erkenners der Volkspsyche, ihrer Bedürfnisse und triebhaften Wünsche. Staatsmännern, Politikern, Volkswirthen und Philanthropen ist der Besuch der Show am Kurfürstendamm zu empfehlen. Sie werden vielleicht ein Ekelgefühl, doch sicher, wenn sie offene Augen haben, auch Belehrung heimtragen.

* * *

Die Völker langweilen sich. Von dieser Wahrnehmung ging Barnum aus. Daß sie wirklich oder scheinbar an der Gestaltung ihres politischen

Schickſals mitarbeiten dürfen, hat ihnen ein Weilchen Vergnügen gemacht. Das iſt vorbei; heute iſt Jeder froh, wenn die Politik ihn nicht auf dem Geſchäftswege hemmt. Business: heißt die Loſung. Die Leute, die vom Morgen bis zum Abend ihre Nerven ſchinden, um den Konkurrenten zu überholen, den Kunden zu überliſten, brauchen nach der Arbeit und dem Subſtanzverluſt des Tages eine ſtarke Reizung. Theater? Ein unſicheres, oft genug enttäuſchendes Unternehmen. Die Zugkraft der Virtuoſen dauert nicht lange; und die Maſſen ſind für ſolches Elitevergnügen nicht zu haben, weil ihnen die Kaufkraft und der Snobtrieb fehlt. Nur mit Maſſen aber iſt in Demokratien Großes zu erreichen, nur den Maſſenkonſum wird ein kluger Goldſucher beſteuern. Eine Menge iſt leichter vergnügt als ein Häuflein, in dem Einer ſich vor dem Anderen der Heiterkeit ſchämt. Ein Unternehmen, von dem Erkleckliches zu hoffen iſt, darf heutzutage nicht klein, nicht für einen kleinen Kreis beſtimmt ſein. Es muß dem Anſpruch einer demokratiſchen und großkapitaliſtiſchen Zeit genügen, muß den Aermeren zugänglich ſein und beim erſten Blick die Gewißheit geben, daß Inſtallirung und Betrieb beträchtliche Summen koſten. Wie aber lockt man die Menge herbei? Nur keine Furcht: die alten Lockmittel wirken noch immer; man braucht ſie nur ein Bischen zu moderniſiren. Zunächſt muß der Glaube verbreitet werden, ein Unerhörtes, Unerſchautes ſei zu erwarten. Das beſorgt die Preſſe. Natürlich will ſie dabei verdienen, mit theuren Inſeraten, vielen Freibillets und anderen Gunſtbeweiſen gefüttert ſein. Dafür ſtreut ſie pünktlich die Notizen aus, die ihr der Manager ſchickt. Das genügt aber nicht; denn gegen Annoncen und Reklamen iſt der Zeitungleſer längſt abgehärtet. Den Erfolg verbürgt nur die Propaganda von Mann zu Mann. Alſo ein Straßenaufzug. Der darf freilich nicht dem Marktritt armſäliger Meßbanden gleichen, wo zwei verblühte Mädchen mit gelbem Fett, ein ſchwammiger Herkules mit ſeinem Söhnchen, ein Poſſenreißer und drei grobknochige Tricotritter für das Vergnügen der Einwohner ſorgen müſſen. Nein: es muß kribbeln und wibbeln, daß Jeder gleich merkt: in die Sache iſt ein großes Stück Geld geſteckt worden. Alles recht bunt, fremdartig, grell. Die Gewänder ſind ſchon verblichen, die Rüſtungen beulig, die Klepper müde; thut nichts: dem Muthigen lacht das Glück. Wer bedenkenlos wagt, die vermoderten Schätze der Rumpelkammer im hellen Sonnenlicht ſpaziren zu führen, wird auf den Beifall nicht lange zu warten haben. In dicht gedrängten Volkshaufen lebt eine ſuggeſtive Kraft, die jede kritiſche Regung raſch niederzwingt. Man ſteht ſeit Stunden, hat ſich ſein Plätzchen im Drang gewahrt und will nicht als ein Gefoppter nach

Hause schleichen, sondern stolz nachher den Zechbrüdern erzählen, was sie am Stammtisch versäumt haben. Sogar Schutzleute waren dabei, wohl zwei Dutzend allein zu Pferde; und Musik, Fahnen, goldene Wagen, eine Kinderschaar, Löwen und Leoparden und gewiß dreihundert Pferde, eher mehr noch als weniger. Crescit eundo. Gesprächsstoff für eine Woche. Wie all die Zweibeiner und Vierbeiner wohl hergeschafft worden sein mögen und was die Geschichte wohl täglich an Futter und Lohn fressen mag? Ein bunter Fleck in der grauen Alltagslangweile. In dieser Stimmung läßt das Volk sich ohne Widerstand das Geld aus der Tasche ziehen.

Es drängt an die Kassen, erlegt froh den Tribut und hofft auf ein Wunder. Das findet der gläubige Sinn auch. Ists nicht ein Wunder, daß ein Armloser mit den Zehen schreiben und zeichnen, ein hübscher Hinduknabe ohne Leib, Arme und Beine leben und lachen kann, ein Elephant sich von einem schmächtigen Burschen prügeln läßt, den er mit einem Tritt zu Brei quetschen könnte? Man möchte hundert Augen haben, um Alles zu sehen: die farbigen Flitterkostüme, die scheusäligen Mißgestalten, das fauchende, fressende, arbeitende Gethier. Und Alles ist so wundervoll zwecklos und widernatürlich! Auf einem Menschenschädel werden harte Steine zerklopft; ein Mädchen steckt sich einen scharfen Degen tief in den Schlund; ein Elephant läßt ein Glockengeläut rhythmisch ertönen; Hunde boxen nach der Kunst und ein Schwein tanzt auf den Hinterfüßen durch den Manegesand. Es ist, als sei die Aufgabe gestellt, Jeden thun zu lassen, was seiner Wesensart am Meisten widerstrebt. Das hohe Ziel ist ohne Menschen- und Thierquälerei nicht zu erreichen. Aber die Qual der einzelnen Kreatur bleibt im Festgetöse unbemerkt. Die Musikanten spielen einen lustigen Kavalleriemarsch, Reiterinnen im kurzen Rock sprengen einher und drei-, viertausend Europäer äußern klatschend ihr Frohgefühl. „Ja", spricht zu einem Landpfarrer, der erstaunt in dieses Vergnügen der Christenheit blinzelt, im Ton weltmännischer Ueberlegenheit ein Berliner, „ja, mein verehrter Herr, der Weg zur Kultur wird eben keinem Geschöpf des Sechstagewerkes bequem gemacht. Die Natur will überwunden sein. Und Mißgriffe kommen auch auf den höheren Stufen vor, wo die Empfindlichkeit doch viel größer ist. Immerhin hat für mich ein Schauspiel, das die Macht der menschlichen Intelligenz zeigt, etwas Erhebendes. Sehen Sie, wie diese siebenzig Pferde dem leisesten Wink und Ruf des Dresseurs gehorchen. Wie der Kerl seine Nerven in der Gewalt hat! Das macht ihm so leicht keiner nach. Ein geborener Massenbändiger. Dabei aus ganz kleinen Verhältnissen. Alles durch

Begabung und Fleiß erreicht. Glauben Sie nur: Talente setzen sich heute durch. Es ist ja traurig, daß es so Vielen schlecht geht; aber wer wirklich was kann, braucht nicht Straßenbahnschaffner mit achtzig Mark Monatsgehalt zu werden. Jedem nach seiner Kraft. Auf diesem Grundsatz beruht unsere ganze Gesellschaftordnung. Aber da will man unter den Menschen die Verschiedenheit der Begabung und Rechte leugnen, da soll in der höchsten Spezies Alles gleich gemacht werden! Als ob Natur und Kultur nicht eine strenge Gliederung nach Bildung und Besitz forderten, als ob eine monarchische Spitze der Staatspyramide . . ." Trara! Eine neue Nummer. Auch dafür hat der selige Barnum gesorgt, daß eine Nummer schnell auf die andere folgt. Etwas muß immer zu sehen sein. Die Zuschauer dürfen nicht zur Besinnung kommen. Er kannte seine Leute. Der Mann, der das Buch über the humbugs of the world geschrieben hat, war kein gewöhnlicher Schaubudenbesitzer.

* * *

Er ist zu früh gestorben. Wenn er seinen europäischen Triumph noch erlebt hätte, dann wäre er gewiß von einem Interviewer über seine Weltanschauung befragt worden und hätte uns aus der Schatzkammer seiner Weisheit sicher manches Kleinod gespendet. Es kommt so selten vor, daß ein großer Organisator zugleich auch ein Philosoph ist. Phineas Taylor Barnum muß beide Talente vereint haben; sonst wäre ihm nicht die schwere Lösung des Räthsels gelungen: wie man Völker amusirt. Fahnen, Musik, Aufzüge, bunte Budenwunder: das Alles können die Europäer ihm nachmachen. Aber er hat sein Geschäft fast ein halbes Jahrhundert lang mit Erfolg getrieben und es nährt heute noch seine Erben. Ob man mit der Barnumkunst, die sich abgucken läßt, ohne Erläuterung in Europa so lange auskäme? . . . Die Geschichte ist manchmal abscheulich ungerecht. Auf ihren Blättern führt der Mann aus Connecticut den Namen des Schwindelkönigs, während er mindestens doch neben Machiavelli genannt werden sollte. Denn er hat ein politisches System ersonnen und Allen, die in seiner Spur wandeln wollen, den Weg zur Herrschaft über ein glückliches Volk erleichtert.

Mein Uebertritt zur Sozialdemokratie.*)

Eigentlich bedarf es gar vieler Beweise für meinen Uebertritt nicht. Wer meine Vergangenheit etwas kennt, weiß: mein ganzes Leben ist Anlaß und Motiv dazu. Denn in meinem ganzen Leben hat der Arbeiter und sein Schicksal mir wie ein Mittelpunkt meines Denkens und Wollens vor Augen gestanden. Meine Jugend schon habe ich im Kreise kleiner und kleinster Leute verbracht. Fast alle meine Verwandten sind noch heute Arbeiter oder Handwerker. Als ich dann meine Universitätstudien beendet hatte, ward ich Pfarrgehilfe in einem lausitzer Weberdorf; fast zwei Jahre lang war die elende Bevölkerung dieses Ortes Gegenstand meiner Beobachtung, meiner Arbeit, engen Zusammenlebens. Dann habe ich in Chemnitz drei Monate gearbeitet: wiederum waren Arbeiter meine einzigen Lebens- und Arbeitgenossen. Dann war ich drei Jahre lang Sekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Berlin: auch in diesem Amt war es mein heißes Bemühen, die Leiter und Mitglieder jenes Kongresses zu möglichst weitgehender Parteinahme für die große deutsche Arbeiterbewegung und insbesondere für die Landarbeiter fortzureißen. Als ich darauf Pastor wurde, war es eine beinahe reine Arbeitergemeinde, die ich übernahm: wiederum drei Jahre lang habe ich in ihr und ausschließlich für sie gewirkt, gepredigt, gekämpft. Schließlich ging ich von ihr, nur, weil ich als Pastor nicht frei und ungehindert genug war, der Arbeiterbewegung so zu dienen, wie ich wollte. So gründeten wir, Naumann, ich und einige Andere, den nationalsozialen Verein; mit ihm hoffte ich, endlich zu meinen Zielen zu kommen: auf eigenen Wegen den Kampf der aufsteigenden Arbeitermassen und nur ihn rücksichtlos und nachdrücklich zu fördern. Auch Das mißlang: die Nationalsozialen sind unter Naumanns Führung andere Wege gegangen; nicht die bedingungslose, wenn auch selbständige Unterstützung des kämpfenden Proletariats, sondern seine Erziehung zu sogenannter nationaler Gesinnung ist eins ihrer obersten Ziele geworden. Dadurch rückten sie weit ab von seiner Seite, stellten sich mindestens zwischen die zwei Lager der kapitalistischen und der proletarischen Volksschichten, — thaten einen Schritt, den ich nimmermehr mitmachen konnte. So stand ich wieder allein; wollte ich mir selbst, meinem Lebensziel und meiner Vergangenheit treu bleiben, so blieb mir nur noch Eins, das Letzte, übrig, wogegen ich mich lange innerlich gesträubt hatte: Sozialdemokrat zu werden. Diese Konsequenz mache ich nun öffentlich zur That, nachdem ich es für richtig gehalten habe,

*) Das Nachstehende ist eine Rede, die ich, wenn auch nicht wort-, so doch sinngetreu in zwei Volksversammlungen in Chemnitz gehalten habe. Es ist deshalb vielleicht populärer ausgefallen als die meisten Aufsätze, die in diesen Blättern erscheinen. Doch wollte ich nichts ändern.

ein Jahr lang still zu sein. Heute stelle ich mich den Arbeitern als einen ihrer jüngsten Parteigenossen vor.

Es sind im Ganzen vier Hauptgründe, die mich schließlich zum Eintritt in die sozialdemokratische Partei veranlaßt haben. Der erste ist mein christlicher Glaube. Ich erkläre nämlich gleich hier, an erster Stelle, daß ich auch als Parteigenosse mein evangelisches Christenthum — so wie ich es verstehe — nicht aufzugeben gesonnen bin, daß ich auch als Sozialdemokrat Christ in meinem Sinne bleiben werde. Auf Grund des Satzes im Parteiprogramm: Religion ist Privatsache. Ich weiß: Das wird Manchem meiner neuen Parteifreunde ein geringschätziges Lächeln abnöthigen, meine religiöse Position wird ihnen als etwas Minderwerthiges, als ein Stück Erbe meiner Vergangenheit, als dieser Vergangenheit zerbrechliche Eierschale erscheinen. In Manches Geist taucht bei dieser Erklärung vielleicht gar die Gestalt des unglücklichen Kandidaten von Waechter auf und er sieht in mir dessen Nachfolger und Ebenbild. Da aber täuscht er sich. Zwischen mir und Waechter besteht auch religiös ein großer Unterschied. Waechter wollte auch als Genosse nicht nur Christ, sondern auch Prediger und Prophet sein; mir liegt Das ganz fern. Ich habe für immer mein Predigeramt aufgegeben. Ich sehe in der sozialdemokratischen Partei nur eine politische Partei. Wer in ihr arbeiten will, muß es irgendwie als Politiker thun: so will und kann auch ich mich in ihr nur als Politiker bethätigen. Das schließt freilich nicht aus, daß ich gelegentlich auch einmal von meinen religiösen Anschauungen rede. Aber ich werde es immer nur unter zwei Bedingungen thun: entweder, wenn sie angegriffen werden, um sie zu vertheidigen, oder, wenn ich direkt aufgefordert werde, sie darzulegen. Im Uebrigen bleiben sie mein persönliches Eigenthum. Und keine Geringschätzung wird sie mir rauben. Denn ich habe die felsenfeste Ueberzeugung, im Punkte der Religion auf dem richtigeren Wege zu sein als eine große Zahl meiner neuen Parteigenossen.

Doch wie Dem auch sei: Thatsache ist, daß eben meine religiösen Ueberzeugungen mich mit zum Sozialdemokraten gemacht haben. Auch Das wird Manchem vielleicht als eine neue Wunderlichkeit erscheinen. Dem aber, der nun genauer zusieht, wandelt sich diese Wunderlichkeit in eine Nothwendigkeit.

Bekanntlich hat der Stifter der christlichen Religion, Jesus von Nazareth, den ganzen Inhalt seiner Lehre gelegentlich in den einen Satz zusammengefaßt: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und Deinen Nächsten wie Dich selbst. Daraus geht zunächst Eins hervor: alle Religion war ihm Liebe. Keine besondere, von anderen unterschiedene Weltanschauung, keine neue Wissenschaft, keine verstandesmäßige Lehre, kein Dogma, kein Wissen. Nichts als eine einzige Stimmung, ein einziges Gefühl, das höchste und beglückendste, über das der Mensch verfügt: Liebe. Und zwar Liebe nach zwei Richtungen,

Liebe zu Gott und zu den Menschen. Von der ersten ist hier nicht weiter zu reden. Nur von der zweiten. Diese aber ist für Jesus die Konsequenz aus jener. Und zwar die unbedingte, Alles entscheidende Konsequenz. Ja, Liebe zu Gott gilt ihm überhaupt nichts ohne Nächstenliebe. Nächstenliebe ist ihm geradezu der sichtbare Ausdruck der anderen, ihr Prüfstein und ihre Bethätigung. Alle Religion in seinem Sinne, so weit sie unter Menschen zum Ausdruck kommt, muß Nächstenliebe sein. Das ganze Leben Derer, die religiös sein wollen wie er, soll von nichts Anderem als dieser Nächstenliebe erfüllt sein. Sie allein soll ihr Denken, Fühlen, Wollen, ihr Thun und Leiden bestimmen bis zum letzten Athemzug. Er giebt dafür keine Verhaltungmaßregeln im Einzelnen. Er überläßt es Jedem, in jeder einzelnen Situation des Lebens und jedem einzelnen Menschen gegenüber selbst sein Verhalten zu bestimmen, seine Entschlüsse zu fassen. Aber stets und allein soll ihn dabei die Nächstenliebe leiten.

Wenn man Dem ein Wenig nachdenkt: welch eine edle und ungeheure Anforderung, über die hinaus es keine größere an Menschen zu stellen giebt! Und dabei doch keine übermenschliche, keine unausführbare. Es ist äußerst interessant, zu beachten, wo Jesus selbst die Schranke dieser Nächstenliebe sieht und auch zieht: bei der Liebe der Menschen zu sich selbst. Nächstenliebe soll nicht größer sein als Selbstliebe, weil sie es ja doch nicht vermöchte; aber freilich auch nicht geringer. Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. Du sollst in ihm Dich selber wiedersehen und lieben. Du hast das volle Recht, das Beste, Schönste, Höchste in der Welt, geistige, sittliche und materielle Güter, für Dich zu erstreben und zu erwerben; denn Du hast das natürliche Recht, Dich zu lieben. Lieben aber heißt, glücklich machen und glücklich sein. Und wahrlich — wer wollte es leugnen! — nur Der ist wahrhaft glücklich, der auch im harmonischen Besitz möglichst aller menschlichen Güter, geistiger, sittlicher und materieller, ist; der sie genießt, indem er sie erwirbt. Aber freilich: Du hast dieses Recht nur, wenn Du zugleich die Pflicht erfüllst, auch den Anderen zu gönnen, zu erstreben und zu verschaffen, was Du Dir gönnst. Denn Du hast die Pflicht, sie zu lieben wie Dich selbst, sie glücklich zu machen wie Dich selbst. Sie Alle sind Du selbst. Du bist sie. Du darfst das Höchste haben, aber nur mit ihnen. Und nur, indem Du es für sie, für Alle erringen hilfst, darfst auch Du daran Theil haben, der Du nur ein Glied, ein Stück, ein Theilchen der Gesammtheit und nur durch diese lebendig bist. Das ist es, was, in Worten von heute, die Nächstenliebe Jesu lehrt. Es ist nichts Anderes als echter Egoismus und voller Altruismus neben- und in einander, in gesündester Verbindung. Es ist mit einem einzigen modernen Wort: die Solidarität Aller. Und wer ein ganzer und ehrlicher Jünger Jesu sein will, muß sich mit ihr erfüllen

und an ihrer Verwirklichung auch arbeiten. Diese Solidarität in Gesinnung und That: sie muß Ziel und Inhalt der Nächstenliebe jedes ernsthaften Christen von heute sein. Das aber heißt unter den heutigen Verhältnissen: alle seine Kräfte, über die man verfügt, seine Nerven, seine Bildung, seinen sozialen Einfluß und seine soziale Existenz rastlos und furchtlos dafür einsetzen, daß endlich einmal aller Noth und Dürftigkeit in jeder Gestalt ein Ende gemacht, daß allmählich allen Menschen voller Antheil an allen Gütern der Kultur gegeben wird und Alle, die Menschenantlitz tragen, wirklich auch volle, gesunde und harmonische Menschen zu werden vermögen. Und selbst wenn er ganz allein in dieser Arbeit stände, auch dann dürfte er sich in ihr nicht beirren lassen.

Das aber ist nicht einmal der Fall. Der Christ von heute steht mit seinem Ideal der Solidarität nicht mehr allein wie Jesus einst. Er hat heute Tausende und Abertausende von Gesinnungsgenossen, — freilich nicht in kirchlichen Kreisen. In diesen herrscht heute allgemein ein ganz anderes Ideal von Nächstenliebe, die sogenannte christliche Wohlthätigkeit. Es ist vielmehr die Sozialdemokratie, die mit ihm das selbe Ziel auf ihre Fahne geschrieben hat. Freilich aus ganz anderen Motiven als er. Nicht aus religiösen; nicht, weil es eine der höchsten sittlichen Forderungen Jesu ist, sondern, weil es das Heil und die endliche, die allein dauernde Erlösung für die Massen des Proletariates ist, das heute noch in hundertfacher Engigkeit und Abhängigkeit schmachtet. Aber was thut die Verschiedenheit der Motive? Nicht auf die Motive kommt es an, sofern diese nur gut, berechtigt, sittlich erlaubt sind. Was aber ist edler, sittlicher, berechtigter, als daß der in Noth und Gebundenheit befindliche Mensch sich dieser Noth und Gebundenheit endlich entledigen will? Noch dazu, wenn er Das zu erreichen sucht nicht dadurch, daß er Andere an seiner Stelle in Noth und Gebundenheit stürzt, sondern dadurch, daß er die Abhängigkeit und Gebundenheit, die drückt, überhaupt beseitigt und die Abhängigen und Gebundenen nur zu der Höhe, Freiheit und Kraft, die die Anderen schon haben, emporhebt? Daß er, mit anderen Worten, eine Gesellschaft schaffen will, in der Alle, die Menschen sind, ein gleich glückliches, gleich menschenwürdiges, Geist, Leib und Charakter befreiendes Dasein leben? Für dieses Ziel aber kämpft die Sozialdemokratie ununterbrochen schon seit mehr denn fünfunddreißig Jahren. Sie hat kein anderes als dieses. Ungezählten ihrer Anhänger ist es schon Trost und Kraft, die Quelle immer neuer Lebenshoffnung geworden. Es ist die Alles treibende Gewalt der ganzen Bewegung, ihr Stolz, ihr sie über Alle und Alles erhebendes Ideal. Wahrlich: die heilige Solidarität Christi und aller seiner ehrlichen Jünger, in der Sozialdemokratie hat sie ihre moderne Auferstehung gefeiert. Und weil ich um diese Thatsache nicht herum komme, schon deshalb mußte ich schließlich

den Schritt thun, den ich gethan habe: um meines Christenthumes willen, so wie ich es verstehe, mußte ich Sozialdemokrat werden.

Doch Das ist nur mein erstes Motiv. Ein zweites tritt dazu: die Sozialdemokratie hat nicht nur das selbe Ziel der Solidarität Aller wie ein echter und aufgeklärter Christ, sie hat auch alle Eigenschaften, die nöthig und geeignet sind, dies Ziel endlich einmal zu erreichen.

Dazu gehört in allererster Linie ihre Wissenschaft. Sie giebt der Partei die eigenartigen geistigen Waffen, mit denen sie immer wieder siegreich kämpft. Sie führt den Beweis der Wahrheit, der Nothwendigkeit, der Durchführbarkeit des Sozialismus. Die ganze bisherige Menschheitgeschichte verwendet sie zu diesem Beweis. Und zwar, indem sie zum ersten Male die ganze Menschheitgeschichte konsequent als eine einzige Geschichte von Klassenkämpfen versteht, die von Stufe zu Stufe die geknechteten Klassen von Fesseln befreiten, die Privilegirten von Vorrechten entbanden und in immer rascherem Tempo die heutigen Verhältnisse vorbereiteten, auf denen die künftige, auf der Solidarität Aller ruhende Gesellschaft mit Nothwendigkeit erstehen muß. Damit schuf sie die sogenannte materialistische Geschichtauffassung. Mit einem Schlage ist durch sie das natürlichste und hellste Licht über die ganze bisherige Menschheitgeschichte gegossen; nun erst erscheint diese in einem großen Zusammenhange, von einem großen Sinn und Zweck erfüllt: als die geschlossene, immer wachsende Vorbereitung auf die neue solidarische Gesellschaft, als ein einziger überwältigender Beweis ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit. Und Niemand, der einfach und ohne Vorbehalte denkt, vermag sich dieser Argumentirung zu entziehen. Sie ist für alle Zeiten schlagend geworden. Hierin sehe ich die dauernde und praktische Größe der materialistischen Geschichtauffassung, wobei es gar nicht in Betracht kommt, ob man sie eingeschränkt oder uneingeschränkt gelten lassen will. In beiden Fällen und Formen ist und bleibt sie die Apologie des kommenden Sozialismus aus der Gesammtheit der Geschichte und so eine der wuchtigsten Waffen des kämpfenden Sozialismus unserer Tage.

Andere, gleich wuchtige, holt sich die sozialistische Wissenschaft aus der Gegenwart, gewinnt sie durch die Kritik des Kapitals und Kapitalismus. Sie ist die erste und einzige, die das wahre Wesen Beider entschleiert und damit Beide zugleich tötlich getroffen hat. Und zwar, indem sie die Lehre vom Mehrwerth und die Lehre von der Alles revolutionirenden Tendenz des Kapitalismus fand. Durch die Mehrwerththeorie zeigte sie, wo die Quelle der ungeheuren, immer und scheinbar immer unwiderstehlicher wachsenden Kraft des Kapitals zu suchen ist; aber zugleich zeigte sie diese Quelle als eine trübe Quelle der Ungerechtigkeit, die einzig und allein aus der Tiefe der Arbeit gespeist wird. Die Arbeit allein ist die Quelle allen Reichthums;

ihr allein gebührt also der volle Arbeitertrag. Mit dieser einen Lehre hat sie das Verhältniß von Kapital und Arbeit, von Unternehmerthum und Arbeiterklasse umgekehrt. Aus den kapitalistisch Herrschenden hat sie für alle Zeiten, die sie noch existiren werden, Angeklagte und Angegriffene gemacht, aus den Beherrschten Ankläger und Angreifer, die erfüllt sind von dem unerschütterlichen Bewußtsein der Gerechtigkeit ihres Angriffes, ihrer Forderungen, ihrer sozialistischen Ideale, der Richtigkeit ihrer Taktik, der Sicherheit ihres endlichen Sieges, der Schwäche und Unhaltbarkeit der Position ihrer Gegner. Dabei verschlägt es absolut nichts, daß diese Mehrwerththeorie insofern unfruchtbar ist, als aus ihr sich kein neues, positives, das kapitalistische ersetzendes ökonomisches System, vor Allem nicht das sozialistische Wirthschaftsystem, entwickeln läßt. Für diese Entwickelung sorgt vielmehr ganz von selbst der selbe Kapitalismus, dessen Lebenskraft die Mehrwerththeorie für immer gebrochen hat. Und zwar kraft der unaufhörlich und Alles revolutionirenden Tendenz, die die sozialistische Wissenschaft als seinen zweiten Hauptzug an ihm festgestellt hat. Danach ist es das weder mehr zu bestreitende noch auch aufzuhaltende Verhängniß des Kapitalismus, daß er trotz seiner ungeheuren Kraft doch nicht im Stande ist, sich selbst, als Kapitalismus, in seinen verschiedensten Ausgestaltungen und Organisationen zu erhalten, zu befestigen, zu verewigen. Vielmehr, wie er in seinem Beginn alle überlieferten Produktion- und Gesellschaftformen zersetzte und ihre Reste noch heute zersetzt, so zerstört er heute auch schon wieder die Organisationen der Produktion, die er selbst anfangs an Stelle jener ins Leben rief, um nun abermals neue, gewaltigere als die ersten zu errichten. Und jede neue gewaltigere Organisationform aus seinen Händen enthält immer mehr und immer lebenskräftigere Keime und Ansätze einer Produktion, auf die er weniger Einfluß hat. Kraft seiner revolutionären Tendenz mußte er einst Alles atomisiren, was ökonomisch organisirt war; kraft der selben revolutionären Tendenz muß er heute die nicht mehr atomisirbaren Atome konglomeriren, ja, die Konglomerate konglomeriren. Damit schlägt er in sein Gegentheil um: aus dem revolutionären Kapitalismus wird der stationäre Sozialismus geboren. Welch ein neuer Beweis für die Naturnothwendigkeit des Sozialismus, welche Quelle von Siegesgewißheit, von Erkenntniß des Wesens der gegenwärtigen Oekonomie, von sicherer Erfassung der Wege, die zum letzten Ziel zu gehen sind!

Und auch dies Endziel: welche Klarheit empfängt es durch diese eben charakterisirten neuen Erkenntnisse der sozialistischen Wissenschaft! Aus dem Nebel der Utopie, der Traumwelt, des rein ethischen, religiösen, instinktiven Ideals wird der Gedanke der Solidarität Aller herabgeholt auf den Boden der Wirklichkeit und in ein logisch nothwendiges, faßbares ökonomisches Prinzip umgewandelt: an die Stelle der Konkurrenz tritt die Zusammenarbeit, an die

Stelle der ökonomischen Anarchie die Ordnung und Planmäßigkeit in Produktion und Konsumtion, an die Stelle des privaten Besitzes an Produktionmitteln das gemeinschaftliche Eigenthum, an die Stelle der Klassengesellschaft und Klassenherrschaft eine Gesellschaft sozial und politisch Gleichberechtigter und auch Gleichgestellter, die soziale Demokratie. Die Sozialisirung der Gesellschaft und die Demokratisirung des Staates heißt das nunmehr verstandesmäßig definirte und systematisch erwiesene Endziel.

Aber die Sozialdemokratie hat nicht nur die Waffen, sie hat auch die Kämpfer für den Kampf um die Verwirklichung dieses Endziels. Ja, sie allein hat sie. Oder wo wären sie sonst zu finden? In den anderen politischen Parteien? Die arbeiten alle, alle an der Verhinderung, nicht an der Verwirklichung des Sozialismus. Oder in den christlichen Gemeinden und Kirchen? Wir wissen, wie sie gemeinhin über Solidarität und Sozialismus denken. Ganz andere Kreise, ganz andere Menschenmassen und auch eine ganz andere Menschenart sind dazu nöthig. Dazu gehören Menschen, die ökonomisch, politisch und geistig noch entbehren, ohne durch diese Entbehrungen entnervt zu sein; die ökonomisch, politisch und geistig abhängig sind, aber diese Abhängigkeit als unwürdige Knechtschaft bitterlich empfinden. Dazu gehören Menschen, die keinen glühenderen Wunsch haben als den, aus dieser zehnfachen Abhängigkeit endlich ganz herauszukommen, und die zugleich den Muth und die Kraft haben, für diese Unabhängigkeit zu kämpfen; die, weil sie noch entbehren und nicht allzu viel zu verlieren haben, auch bereit sind, Alles, zuletzt sich selbst zu riskiren. Menschen, die in Allem, was sie denken, thun und lassen, gezwungen sind, sich nicht auf sich allein, sondern auf ihre Lebens- und Arbeitgenossen mit zu verlassen, die nur in der Masse und mit der Masse sich mächtig fühlen und die deshalb, fast ohne ihr Zuthun, von Natur schon irgendwie sozialistisch und demokratisch gerichtet sind. Menschen, die, weil Theile der Masse, mit der Masse Disziplin zu halten verstehen; Menschen endlich, die, so zahlreich sie auch immer schon waren, doch das Bewußtsein und die Gewähr in sich tragen, daß sie noch immer zahlreicher, mächtiger, massenhafter und darum sieghafter werden. Das aber sind allein die modernen Lohnarbeiter. Ihre ganze Klassenlage prädestinirt sie, sie allein, zu Kämpfern um das sozialistische Endziel. Und wahrlich, sie machen dieser Prädestination treulichst Ehre. Wenn man heute Etwas von der Sozialdemokratie mit Sicherheit behaupten kann, so ist es, daß das ganze deutsche Proletariat ihr gehört. Die deutsche Lohnarbeiterschaft, so weit sie bereits politisch aufgeklärt ist, ist eine einzige geschlossene Phalanx, über die sie als die stets schlagbereite Kerntruppe ihres Heeres verfügt. Sie hat die Kämpfer, die sie braucht, und immer neue wachsen ihr zu mit dem täglich wachsenden Proletariat.

Dazu kommt dann die Taktik, die sie bisher verfolgt hat. Und zwar kann man bei ihr von einer dreifachen Taktik reden, wobei jede Art die zwei anderen ergänzt und unterstützt. Zunächst war ihre Taktik eine Taktik des Klassenkampfes. Diese besteht bekanntlich darin, daß die Partei in all ihrem politischen Handeln sich auf eine einzige Gesellschaftklasse, die der Lohnarbeiter zu Lande und in den Städten, stützt. Die, für die sie arbeitet, bilden auch die Macht, die sie braucht, um die Früchte ihrer Arbeit zu erreichen. Und sie [illegible] des politischen Kampfes zu erreichen sucht. Sie macht sich keine Illusionen über das innerste Wesen der übrigen Gesellschaftklassen. Sie weiß: so sehnsüchtig und leidenschaftlich das Proletariat in die Höhe drängt, so leidenschaftlich und zäh sucht die Kapitalistenklasse die von ihr besetzten Höhen sich zu erhalten. Sie weiß, alles freundliche Bitten da oder dort, alles Paktiren und Diplomatisiren zwischen ihnen ist zwecklos. Nur der Kampf hat zwischen ihnen Statt und berechtigten Zweck. Und in dem Kampf erreicht Der seinen Zweck, der schließlich der Stärkere bleiben wird. Dem entsprechend ist auch stets das Verhalten der Partei im Reichstag, in der Presse, in der Agitation gewesen. Ueberall stand und steht sie allein. Ueberall sucht sie alle Handlungen der Gegner festzunageln als Handlungen von Gegnern, auch da, wo scheinbar alles mögliche Gute geboten wird. Sie hat dies Gute immer noch als Danaergeschenke erweisen müssen. Hinter jedem Vortheil, den man ihr entgegenbrachte, lauerten zehn Vortheile, die dem Gegner zufielen. Selten hat sie sich auf Kompromisse eingelassen. Wo sie es that, geschah es, um verhängnißvolle Absichten des Gegners zu pariren, um gerade den Kampf gegen ihn mit verstärkten Kräften fortsetzen zu können. Und die Wirkungen dieser Klassenkampftaktik sind heute schon überall sichtbar: sie hat es bewirkt, daß die Wahrheit über unsere ökonomischen und sozialen Zustände bekannt wurde; sie hat diese Zustände bis in den letzten Winkel hinein beleuchtet; sie hat deren ganzen Schmutz, das ganze Elend, die ganze Unzulänglichkeit blosgelegt; sie hat den ganzen bitterbösen Kontrast zwischen Dem, was ist, und Dem, was scheint, enthüllt. Sie hat weiter bewirkt, daß die einzelnen politischen Parteien sich als Das entpuppt haben, was sie in Wirklichkeit sind, was stets alle politischen Parteien waren: Interessenvertretungen einzelner Gesellschaftklassen in der Arena der Politik; daß sie nackt nun einander gegenüber stehen und sagen müssen, was sie in Wirklichkeit wollen. Sie, die Taktik des Klassenkampfes, hat den politischen Kampf selbst immer mehr zu einem Klassenkampf gemacht. Immer mehr dreht es sich um die eine und höchste Sache: Erhaltung oder Beseitigung der heute herrschenden Gesellschaftordnung, um die eine letzte Doppelfrage: Kapitalismus oder Sozialismus, Absolutismus oder Demokratie. Diese Klassenkampftaktik hat die Sozialdemokratie selbst aus der Reihe und Qualität der

übrigen, üblichen Parteien herausgehoben, hat sie in das Centrum des politischen Lebens gerückt, um das es sich bewegt, an dem alle anderen Parteien, an dem alle Aktionen der Regirung, an dem alle neuauftauchenden geistigen, sozialen und politischen Bewegungen immer ausschließlicher sich orientiren müssen. Sie hat bereits den Gedanken des sozialistischen Endziels zu einem wichtigen politischen Prinzip gemacht; sie wird ihn einst schließlich auch zum höchsten und eigentlich einzigen emporheben.

Und neben der Taktik des Klassenkampfes steht die der praktischen Reformarbeit. Sie ist die Konsequenz des zweiten Theils des Parteiprogrammes und sie verfolgt keinen anderen Zweck als den, die proletarischen Massen, die die Taktik des Klassenkampfes und der Druck ihrer Klassenlage in die Reihen der Partei treibt, zu immer treueren Anhängern und immer leistungfähigeren Kämpfern für das sozialistische Endziel zu machen. Daher die intensive Betheiligung der Sozialdemokratie an den bestehenden staatlichen Versicherungeinrichtungen, den Gewerbe- und Schiedsgerichten. Daher die unermüdliche Arbeit in den Gewerkschaften, die Schöpfung von Arbeitersekretariaten, die Errichtung von Gewerkschafthäusern. Daher das unwiderstehliche Emporwachsen von Arbeiterkonsumgenossenschaften, daher alle mühsälige Einzelarbeit sozialdemokratischer Vertreter in Schul- und selbst Kirchenvorständen, in Gemeindevertretungen und Einzellandtagen. Und auch hier ist die Wirkung ganz so, wie sie gewollt ist. Man vergleiche das Proletariat von vor zwanzig und dreißig Jahren mit dem von heute: es ist gesünder, geistig reger, selbstbewußter, willensstärker, kampfesfreudiger denn je. Alle praktische Reformarbeit hat es, zur größten Enttäuschung der Gegner, nicht von seiner Klassenkampftaktik, alle Einzelerfolge und Einzelverbesserungen haben es nicht von dem Letzten und Höchsten, von dem sozialistischen Endziel, abgebracht.

Und endlich die dritte Art der Taktik, die die Sozialdemokratie stark und immer stärker macht: die Taktik der unbedingten Gesetzlichkeit. Wir wissen, daß die Anfänge der Partei in den französischen Revolutionen der letzten hundert Jahre und in der deutschen von 1848 und 1849 ruhen. Die Sozialdemokratie ist in ihren Ursprüngen eine revolutionäre Partei im wahren, im massiven Sinne dieses Wortes. Aber sie hat diesen relativ niedrigen Begriff des Revolutionären zu vergeistigen, zu vertiefen, zu adeln verstanden. Sie ist heute revolutionär nur im Hinblick auf das Endziel und in der Kraft ihrer neuen Wissenschaft. Sie hat diese Begriffswandlung freilich nicht aus Opportunismus vollzogen, sondern in der nüchternen Erkenntniß der politischen Sachlage, die sich gerade als Produkt jener Revolutionen herausgebildet hat. Deren Ergebniß ist die „bürgerliche Freiheit", die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, das allgemeine Wahlrecht, das Koalitionrecht, Freizügigkeit, Preßfreiheit, Bildungfreiheit, Freiheit der Berufswahl,

Freiheit und Recht der eigenen Ueberzeugung, bis zur Religionfreiheit. Alle diese Rechte und Freiheiten sind — formell wenigstens — Jedem durch das Gesetz verbürgt. Sie zu gebrauchen, bis in ihre letzten Konsequenzen hinein zu gebrauchen: Das ist die ganze sozialdemokratische Taktik der Gesetzlichkeit. Denn eben diese konsequente Ausnutzung aller bürgerlichen Rechte, und insbesondere ihre sinngemäße und unbedingte Anwendung auf das moderne ökonomische Gebiet, führt tief in sozialistische Organisation selbst hinein. Den Gegnern aber bleibt nur Zweierlei übrig: entweder sie bleiben auch auf dem Boden der Gesetzlichkeit: dann müssen sie die sozialdemokratische Arbeit nicht nur gewähren lassen, sondern selbst das Hineinwachsen in den Sozialismus mitfördern. Oder sie wollen weder selbst daran mitarbeiten noch die Sozialdemokratie daran arbeiten lassen, sie vielmehr daran hindern: dann verhindern sie sie an der Ausübung der ihnen verliehenen staatsbürgerlichen Rechte, dann übertreten sie das Gesetz, setzen sich ins Unrecht, die Sozialdemokratie aber ins Recht und machen sie noch obendrein zur Märtyrerin. Nichts aber wirkt sieghafter, nichts agitatorischer als Märtyrerthum. So fördern sie wiederum die Sozialdemokratie, die nur den Boden der Gesetzlichkeit zu behaupten braucht. Besonders eindrucksvoll wurde Das, als Bismarck gesetzlich und ausnahmegesetzlich zugleich gegen sie vorging, als er das Sozialistengesetz und die Sozialgesetzgebung gegen sie inaugurirte und die Partei auch da ruhig, abwartend, gesetzlich blieb: niemals war sie gestärkter als in der Mitte der neunziger Jahre, nachdem beide Gesetze ihr Ende gefunden hatten; beide hatten ihr unendlichen Nutzen gebracht. So ist die Taktik der Gesetzlichkeit in jedem Falle eine unüberwindliche Fechtweise, die nothwendige, unerläßliche Ergänzung jener beiden anderen Arten, die wir vorher erörterten, alle drei zusammen aber ein neues großes Unterpfand dafür, daß die Sozialdemokratie und nur sie die endliche Verwirklichung der neuen solidarischen Gesellschaft herbeiführen kann und wird.

Und schließlich ein letztes Unterpfand dieses endlichen Sieges durch sie sind ihre bisher errungenen Erfolge. Wenn man denkt: eine Partei mit diesem schwindelnd kühnem Ideal, mit einem wissenschaftlichen Apparat, dessen Handhabe die höchsten geistigen Anforderungen stellt, mit einem Menschenmaterial, das, geschichtlich angesehen, nicht auf den Höhen, sondern nur erst in den Niederungen der Kultur zu leben im Stande ist, Gegnern gegenüber, die über alle Macht des Geistes, des Geldes, politischer Vorrechte, der Tradition, der geheiligten Ueberlieferungen verfügen, — diese Partei, allein auf sich gestellt, vor fünfunddreißig Jahren ein winziges, armes, mehr verspottetes als verfolgtes Häuflein und heute die stärkste Partei Deutschlands, die Ruferin im politischen Kampf, die Furcht der Feinde, die wissen, daß sie siegen wird. Damals eine Partei mit kaum 50000, jetzt eine solche mit über 2 Millionen Stimmen. Damals ohne Geld und jegliche finanzielle

Unterstützung, jetzt mit einem Jahresbudget von 340000 Mark Einnahme und 243000 Mark Ausgabe, mit einem Parteivermögen, das die Existenz der Bewegung unbedingt sichert. Vor dreiundzwanzig Jahren aller ihrer Gewerkschaften beraubt, heute mit einer gewerkschaftlichen Organisation von beinahe 500000 Mann, der Elite der deutschen Arbeiterschaft. Vor dreiundzwanzig Jahren ohne Presse, heute im Besitz von 87 politischen und 58 gewerkschaftlichen Blättern. Vor dreiundzwanzig Jahren in ihrer Organisation zersprengt, heute eine Organisation, die vielleicht nur noch die des modernen deutschen Militarismus an Straffheit und innerer Haltbarkeit übertrifft. Und diese deutsche Sozialdemokratie von heute Hand in Hand mit den Schwesterparteien aller anderen Kulturländer: wohin man blickt, Sieg, Vorwärtsdringen, starkes und doch organisches Wachsthum der Sozialdemokratie. Fürwahr: sie allein ist die Macht, die das — ganz gleich, ob christlich oder egoistisch gewollte — Endziel einer solidarischen Gesellschaft aller Menschen zu erreichen vermag. Und weil ich Das sehe, muß ich, der ich das Endziel will, auch die Partei wollen, die allein den Weg dahin führt. Ich muß auch deshalb ihr Anhänger, muß Sozialdemokrat werden.

Aber auch noch ein Drittes hat meinen Entschluß bestimmt: die Vaterlandsliebe. Wir Alle lieben das Land unserer Väter, darin wir geboren sind, dessen Sprache wir sprechen, dessen Luft wir athmen, dessen Theil wir sind, wie Baum und Strauch, Wald und Wiese, Vogel und Fisch. Wir lieben das Volk, dessen Blut auch in uns, unseren Frauen und Kindern rollt, das denkt wie wir, das empfindet wie wir, von dem wir uns nur in der Noth loslösen. Was mich persönlich betrifft, so darf auch ich für mein ganzes bisheriges Leben echte nationale Gesinnung, echten Patriotismus in Anspruch nehmen. Schon die Erziehung hat auch bei mir dafür gesorgt. Und in der Harmlosigkeit der Jugend läßt man gerade dies Stück Erziehung zum Patriotismus gern und freudig an sich vollziehen. Es ist freilich nur ein Kinderpatriotismus. In rosigem Licht, groß, schlachtenfroh und ruhmreich, wurde da die Vergangenheit unseres Volkes Einem vorgeführt, ruhmreicher als die aller anderen, fehlerlos, makellos seine Gegenwart, an Ruhm überreich seine Zukunft. Was Wunder, daß man erfüllt ward von lodernder Liebe zu Volk und Vaterland, daß man sein Glück, seinen Ruhm, seine Herrlichkeit mit aller Macht mit mehren zu helfen gelobte? Freilich: dann kam das Leben mit seinen langsam, aber sicher ernüchternden Erkenntnissen; kritischer Sinn und vorurtheilloſe Forschung thaten ihre Pflicht. Da verflog allerdings jene schülerhafte Geschichtauffassung; ihre letzten Reste hat schließlich Karl Marx auch mir gründlich zerstört. Aber was blieb, bis auf den heutigen Tag, ist die treue Liebe zum deutschen Volk, ohne Chauvinismus, die Bereitschaft, ihm zu dienen, ehrlicher Patriotismus. Und eben dieser Patriotismus auch hat mich heute in die Reihen der Sozialdemokratie hineingetrieben.

Es giebt in unserem heutigen Deutschland eine doppelte Art von Patriotismus: den der herrschenden Klassen und den der Sozialdemokratie. Der erste findet vielleicht seinen charakteristischsten, jedenfalls augenfälligsten und einseitigsten Ausdruck in den Kreisen der sogenannten Alldeutschen. Ihnen erscheint ganz Deutschland im Grunde als ein stehendes Heerlager. In ihren Augen hat Deutschland schließlich nur eine wahre Aufgabe: unter allen Umständen sich auszudehnen an Länderbesitz, an Kolonien und Handelsemporien; nur einen Beruf: Großmacht, Weltmacht, die erste Großmacht der Welt zu werden. Alle wahre Politik ist ihnen schließlich auswärtige Politik, die immer mit Kriegen rechnen muß, die nicht zaudert, Kriege zu beginnen, wo immer ein üblicher Anlaß und eine Aussicht auf Erfolg sich bieten. Innere Politik dagegen gilt ihnen mehr oder weniger als Nebensache, nur als Instrument zur Stärkung der Machtmittel nach außen. Dem gegenüber steht der andere, in meinen Augen der höhere, der einzig richtige und wirkliche Patriotismus, der, den auch ich meine und heute allein noch für mich gelten lassen kann. Dieser sieht nicht nach außen, sondern vor Allem nach innen, in den Volksorganismus hinein. Nicht die äußere, sondern die innere Politik ist ihm die Hauptsache. Ihm gilt als oberste Pflicht, im Vaterland selbst Alles in Ordnung zu bringen und zu halten, durchgreifende Hilfe zu schaffen. Er sieht mit großem, ehrlichem Auge die Verwirrung, die das wirthschaftliche Leben bei uns anrichtet, den steigenden Reichthum dort, die bleibende soziale Engigkeit und Gebundenheit hier, die Zerreibung des Mittelstandes, die sozialen Verschiebungen aller einzelnen Schichten, das Versinken Ungezählter in das Proletariat. Er sieht, wie die so neu geschichteten Massen ruhelos vorwärts, nach oben drängen, er sieht ihre Organisationbestrebungen, ihre Zähigkeit, ihre Treue im Kampf, er sieht mit ihnen das schöne Ziel, das ihnen vorschwebt, um dessen Verwirklichung ihr Dichten und Trachten geht: endlich, endlich einmal ein in allen seinen Gliedern freies, gesundes, starkes, aufrechtes, glückliches Volk zu schaffen. Und er setzt alle Kraft darein, dies Ziel auch zu erreichen. Er weiß: darin ist auch der Schutz des Vaterlandes nach außen gesichert; alle auswärtigen Beziehungen ergeben sich dann ganz von selber, wenn auch ganz andersartig als heute, aus der Frucht seiner ersten und höchsten Arbeit im Innern, als deren selbstverständliche, aber doch nur als deren Begleiterscheinungen.

Und eben diesen Patriotismus hat heute wieder vor Allem die Sozialdemokratie. Ihre gesammte Geschichte, ihr Programm, ihre Arbeit zeugen davon. Auf die innere Politik vor Allem hat sie sich konzentrirt, auf die innere Politik auch alle anderen Parteien stets zu drängen versucht. Sie hat nie ein anderes Ziel gehabt als dieses: das eigentliche Volk ökonomisch, politisch, geistig zu heben, frei und stark zu machen. Ja, ihr Marxismus, ihr Endziel, die Soziali-

sirung der Gesellschaft und die Demokratisirung des Staates, ist nichts Anderes als der planmäßig und wissenschaftlich formulirte Ausdruck dieses Patriotismus. Für dieses Ziel, in diesem Patriotismus hat die Partei seit Jahrzehnten rastlos geschafft, gekämpft, geduldet. In diesem Patriotismus haben Hunderttausende von ihrer Kärglichkeit gewaltige Opfer gebracht, haben Tausende ihr Bestes, ihre bürgerliche Ehre, ihren Frieden, ihre Behaglichkeit eingesetzt, sind Hunderte zu Märtyrern geworden. Das Höchste aber und Größte an solchem echten Patriotismus leistet die Partei wohl damit, daß sie, gerade um ihn endlich zur dauernden Geltung und Herrschaft zu bringen, unerbittlich alle Ausgaben für auswärtige Machtpolitik, für Heer und Marine, ablehnt und ruhig alle Angriffe, alle Verdächtigungen und Schmähungen darob hinnimmt. So finde ich mich auch von meinem patriotischen und nationalen Standpunkte aus heute in den Reihen der sozialdemokratischen Partei wieder; auch meine Vaterlandsliebe hat mich in sie hineingedrängt.

Endlich: auch gegen die überall jetzt in Deutschland herrschende Reaktion, die ich hier nicht ausführlich zu schildern brauche, wird nur die Sozialdemokratie siegreich kämpfen können. Dazu aber braucht sie jeden Mann und jeden Groschen, dazu kann sie auch mich gebrauchen, der ich, wie sie, wie jeder Sozialdemokrat, die Freiheit liebe und die Gebundenheit hasse, den Fortschritt fordere und allen Rückschritt verachte. Und so drängt nicht nur mein Christenthum, nicht nur mein Patriotismus, auch nicht nur die imponirende, stetig wachsende Macht des Sozialismus, so drängt mich auch mein Freiheitsinn in die Reihen der sozialdemokratischen Partei hinein. Von nun an gehöre ich ihr unlöslich an, von nun an marschire ich bei ihr in Reihe und Glied. Und wahrlich: es soll nicht das letzte Glied, es soll die vorderste Reihe sein, in der man mich künftig finden mag.

Zehlendorf. Paul Goehre.

Natascha.

Ich war damals in einer sehr unangenehmen Lage: eben war ich in der Stadt angekommen, kannte keine Seele, hatte kein Geld in der Tasche und keine Unterkunft. Nachdem ich in den ersten Tagen alle Kleidungstücke verkauft hatte, die ich irgendwie entbehren konnte, ging ich aus der Stadt nach dem Schiffshafen. Sonst herrschte da ein reges, arbeitsames Leben; jetzt, in den ersten Oktobertagen, lag Alles schon öde und verlassen da.

In unseren Kulturzuständen ist seelischer Hunger leichter zu befriedigen als leiblicher. Man irrt durch die Straßen: überall Häuser, die von außen gar nicht übel aussehen und innen wohl auch ganz nett eingerichtet sind. Das kann in uns erfreuliche Gedanken über Architektur, Hygiene und noch über viele andere

Dinge erwecken. Man begegnet gut gekleideten Menschen. Alle sind höflich und gehen uns aus dem Wege, um uns zartfühlend an die traurige Thatsache unserer Existenz möglichst wenig zu erinnern. Ach Gott, die Seele des hungrigen Menschen nährt sich immer besser als die des satten. Daraus kann man einen interessanten Schluß auf die Seele der Satten ziehen.

... Der Abend rückte heran. Es regnete und ein schneidender Nordwind pfiff über die leeren Kähne und die kleinen Kramläden hin und stieß gegen die mit Brettern vernagelten Fenster der Gasthäuser. Die Wellen rollten geräuschvoll über den Ufersand, schleuderten weiße Schaumspritzer in die Höhe, überschlugen sich und verschwanden in der trüben Ferne. Der Fluß schien die Nähe des Winters zu ahnen und floh aus Furcht vor den Eisfesseln, die ihm der Nordwind noch in dieser Nacht anlegen konnte. Der Himmel war schwer und finster und unablässig fielen kleine, kaum sichtbare Regentropfen nieder. Zwei zerbrochene häßliche Besen aus zusammengebundenen Reisern und ein umgekippter Kahn daneben vervollständigten das trostlose Bild ... Alles ringsum öde; der Himmel weint endlose Thränen und mir droht der eisige Tod.

Und ich war damals achtzehn Jahre alt!

Ich suchte nach etwas Eßbarem zwischen den Kähnen, irgend welchen Speiseabfällen. Da sah ich plötzlich eine auf dem Boden zusammengekauerte weibliche Gestalt, deren regenfeuchte Kleider fest an den Schultern klebten. Ich blieb stehen und sah, daß sie im Sande ein Loch grub, um sich unter einen der Kähne zu wühlen. „Was machst Du da?" fragte ich und kauerte mich neben sie.

Sie schrie leise auf und sprang hastig in die Höhe. Jetzt, als sie dastand und mich mit den weitgeöffneten, grauen angstvollen Augen ansah, bemerkte ich, daß das Mädchen in meinem Alter war und ein angenehmes Gesichtchen hatte, das leider durch zwei blaue Flecke verunstaltet war. Die Flecke waren von bemerkenswerther Symmetrie, — je einer von gleicher Größe unter den Augen und ein etwas größerer auf der Stirn, gerade über dem Nasenbein. Man sah, sie waren das Werk eines Künstlers, der sich gut darauf verstand, menschliche Physiognomien zu entstellen.

Das Mädchen sah mich an und die Angst wich langsam aus seinen Augen. Jetzt schüttelte es den Sand von den Händen ab, rückte das Kopftuch aus Kattun zurecht und sagte: „Du willst wohl auch essen? Nu ... wühle mal ... meine Hände sind müde. Dort" — sie wies nach dem Kahn hin — „ist vielleicht Brot ... oder gar Wurst ... Aus dem Kahn ist noch Etwas zu holen ..."

Ich fing zu wühlen an. Sie wartete ein Weilchen, sah mich an, setzte sich dann neben mich und half mir.

Schweigend arbeiteten wir. Ich kann jetzt nicht mehr sagen, ob ich damals an das Strafgesetzbuch, an die Moral, das Eigenthumsrecht und alle die schönen Dinge dachte, die man nach der Ansicht kompetenter Leute immer im Kopfe hat. Ich glaube, ich war mit meiner Unterminirungarbeit so beschäftigt, daß ich vollständig alles Andere vergaß; ich dachte nur daran, was wohl im Kahn zu finden sein würde.

Es wurde Nacht. Die nasse, kalte, unheimliche Finsterniß um uns herum wurde immer undurchdringlicher. Das Geräusch der Wellen klang dumpfer, der Regen trommelte lauter und schneller auf die Bretter des Kahnes ...

„Hat er einen Boden oder nicht?“ fragte meine Gefährtin leise. Ich verstand nicht, wovon sie sprach, und schwieg.

„Ich frage: hat der Kahn einen Boden? Wenn er einen hat, so quälen wir uns vergeblich. Wir machen ein Loch und da sind vielleicht dicke Bretter ... Wie kriegt man die los? Es wäre besser, das Schloß abzubrechen ... Das Schloß ist nur schwach.“

Gute Gedanken tauchen selten in Frauenköpfen auf, aber, wie man sieht: es kommt doch vor. Ich schätzte gute Gedanken immer und suchte den Rath auszunutzen. Ich fand das Schloß, rüttelte daran und riß es zugleich mit den Ringen heraus ... Meine Gefährtin wand sich wie eine Schlange und schlüpfte durch die viereckige Oeffnung des Kahnes. Von drinnen rief sie erfreut:

„Du bist ein Prachtkerl!“

Ein kleines Lob einer Frau wirkt mehr als ein ganzer Dithyrambus eines Mannes, sei er auch so feurig wie alle antiken und modernen Reden zusammen. Aber ich war damals weniger gut gestimmt als heute; ohne das Kompliment meiner neuen Freundin zu würdigen, fragte ich nur: „Ist was da?“

Sie fing an, eintönig aufzuzählen, was Alles sie entdeckt hatte.

„Ein Korb mit Flaschen... Leere Säcke... Ein Schirm... Ein eiserner Eimer...“

Das war nun doch nichts Eßbares. Ich fühlte, wie meine Hoffnungen schwanden... Aber plötzlich rief sie freudig aus:

„Aha! Da ist es ...“

„Was?“

„Brot... Ein Laib ... Aber es ist naß ... Nimm!“

Zu meinen Füßen rollte ein Laib Brot und hinterdrein meine erfolgreiche Freundin. Ich hatte schon ein Stückchen abgebrochen, steckte es in den Mund und kaute ...

„Na, gieb mir mal! ... Nun müssen wir aber weg von hier. Wohin könnten wir gehen?“ Sie sah prüfend nach allen Seiten in die Finsterniß. „Da ist ein umgestürztes Boot. Wollen wir dahin?“

„Komm!“ Und wir gingen, brachen unterwegs immer von Neuem Etwas von unserem Raub ab und stopften uns den Mund ... Der Regen wurde noch stärker, der Fluß brüllte, von irgendwo drang ein langer, spöttischer Pfiff herüber, — als ob da Einer, der vor Niemand Angst hat, auf alle irdische Ordnung pfiffe, auf diesen häßlichen Herbstabend und auf uns, seine beiden Helden ... Das Herz zog sich schmerzlich zusammen bei diesem Pfeifen; trotzdem aß ich gierig, eben so das Mädchen, das an meiner linken Seite ging.

„Wie heißt Du?“ fragte ich sie.

„Natascha!“ antwortete sie kurz und schmatzte dann laut.

Ich sah sie an, starrte dann in die Finsterniß; und es schien mir, als ob die ironische Fratze meines Schicksals mich räthselhaft und kalt angrinste.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Regen klopfte unaufhörlich gegen das Holz des Kahnes, der Wind pfiff und sauste durch das Loch im Rumpf. Das Klopfen des Regens vermischte sich mit dem Rauschen der Wellen und es war, als ob man über dem umgestürzten Boot ein Stöhnen höre, — ein langes, endloses, schweres Stöhnen

der Erde, die sich gegen diesen ewigen Wechsel des leuchtenden, warmen Sommers und des kalten, nassen Herbstes zu empören schien. Und der Wind fuhr immer wieder über das verwüstete Ufer und den aufschäumenden Fluß dahin, fuhr dahin und sang seine Klagelieder.

Der Raum unterhalb des Kahnes war gar nicht bequem: es war dort eng, feucht und durch den durchlöcherten Boden sickerten kleine, kalte Regentropfen... Wir saßen schweigend da und zitterten vor Kälte. Ich versuchte, einzuschlafen. Natascha lehnte sich mit dem Rücken an den Rand des Kahnes und drückte sich zu einem Knäuel zusammen. Sie stützte die Arme auf die Knie und das Kinn auf die Hände und sah starr in den Fluß hinein, mit weit aufgerissenen Augen . . . Sie sahen sehr groß aus in dem weißen Fleck, den ihr Gesicht bildete, und über den blauen Flecken unter ihnen. Sie saß bewegunglos da; und diese schweigende Bewegungslosigkeit meiner Nachbarin flößte mir Furcht ein. Ich wollte mit ihr sprechen, wußte aber nicht, womit ich anfangen sollte.

Da begann sie selbst. „Ist Das ein verfluchtes Leben!" sagte sie deutlich, Silbe für Silbe, und aus ihrer Stimme klang eine tiefe Ueberzeugung.

Aber es war keine Klage. In dem Ton lag zu viel Gleichgiltigkeit für eine Klage. Es klang einfach, wie wenn ein Mensch nachgedacht hat, so gut, wie er kann, und zu einem Schluß gekommen ist, dem nicht zu widersprechen ist. Deshalb schwieg ich. Sie aber saß da, als ob sie mich gar nicht bemerkte.

„Wenn man doch krepiren würde!" sagte Natascha wieder, diesmal leise und nachdenklich. Und wieder hörte man in ihren Worten keine Klage. Sie kam mir vor wie ein Mensch, der über das Leben nachgedacht hat und zu der ruhigen Ueberzeugung gelangt ist, daß man nichts Anderes thun könne, um sich vor der Ironie des Lebens zu schützen, als zu „krepiren."

Diese Klarheit des Denkens verursachte mir einen heftigen Schmerz und ich fühlte, daß ich anfangen würde, zu weinen, wenn ich weiter schwieg . . Und Das wäre eine Schande gewesen, — vor einer Frau, die selbst nicht weinte. Ich entschloß mich, mit ihr zu reden.

„Wer hat Dich geprügelt?" fragte ich, da ich nichts Klügeres und Zarteres zu fragen wußte.

„Wer? Na . . Paschka . . .", antwortete sie fest und laut.

„Wer ist Das?"

„Mein Geliebter . . . ein Bäcker".

„Prügelt er Dich oft?"

„Wenn er angetrunken ist, dann prügelt er . . . Oft!"

Sie rückte plötzlich an mich heran und fing an, von sich, von Paschka und von ihrem eigenen Verhältniß zu ihm zu erzählen. Sie „eine von den Mädchen, die die Straße ablaufen, die . . ." und er „ein Bäcker mit rothem Schnurrbart und spielt gut auf der Harmonika". Er besuchte das „Haus" und gefiel ihr sehr, weil er ein lustiger Mensch war und sich sauber kleidete. Er hat eine „Poddewka" *) für fünfzehn Rubel und seine Stiefel haben Metallbeschläge. Als er ihr Beschützer wurde, fing er an, ihr das Geld abzunehmen, das ihr andere Gäste für Näschereien gaben, und nachdem er sich für das Geld betrunken

*) Ein Ueberrock mit vielen Falten im Taillenschluß.

hatte, fing er an, sie zu prügeln, „Das ginge noch“; aber er „bandelte“ vor ihren Augen mit anderen Mädchen an . . .

„Ist Das nicht eine Beleidigung für mich? Ich bin nicht schlechter als die anderen . . . Der Lump hat mich also zum Besten! Vorgestern bat ich meine Wirthin, mir zu erlauben, auszugehen; ich komme zu ihm und finde dort die betrunkene Dunjka. Und er that sehr gemüthlich mit ihr. Ich sage ihm: ‚Gemeiner Kerl, Du, gemeiner Kerl, Du Lump!‘ Er prügelte mich gründlich durch. Mit den Fäusten, packt mich an den Haaren, kurz . . . Na, Das würde noch nichts schaden! Aber da hat er mir Alles zerrissen . . . Was macht man nun jetzt? Wie gehe ich so zur Wirthin? Alles hat er zerrissen: das Kleid, das Jäckchen . . Es war noch ganz neu . . . Auch das Tuch hat er mir vom Kopfe heruntergerissen . . . Gott! Was soll ich jetzt machen?“ stöhnte sie plötzlich mit klagender, stockender Stimme.

Der Wind heulte und wurde immer stärker und kälter . . . Meine Zähne klapperten. Sie schauderte auch vor Kälte und rückte so nah an mich heran, daß ich in der Finsterniß den Glanz ihrer Augen sehen konnte.

„Was seid Ihr Alle für Schweinekerle, Ihr Männer! Ich könnte Euch Alle zertreten, zu Schanden machen. Wenn irgend Einer von Euch krepirte, würde ich ihm noch ins Gesicht spucken, nicht mal Mitleid mit ihm haben! Gemeine Schweine! Dreht Euch, wedelt mit dem Schweif wie feige Hunde; und wenn eine Närrin nachgiebt, na, dann ist die Sache fertig. Dann setzt Ihr ihr gleich den Fuß auf den Nacken. Verfluchte Bande, die Ihr seid . . .“

Sie hatte ein große Auswahl an Schimpfwörtern; aber in all dem Geschimpf lag keine Kraft. Aus der „verfluchten Bande“ hörte ich weder Bosheit noch Haß heraus. Ueberhaupt war der Ton, in dem sie redete, ruhig und entsprach nicht ihren Worten. Dennoch machte ihr Stöhnen auf mich einen stärkeren Eindruck als die überzeugendste Rede oder ein noch so pessimistisches Buch, von denen ich nicht wenige bis dahin und noch bis zum heutigen Tage gelesen habe. Das kommt daher, daß die Agonie eines Sterbenden immer viel natürlicher und stärker wirkt als die genaueste und noch so künstlerische Beschreibung des Todes.

Mir wurde schlecht. Gewiß war es noch mehr die Folge der Kälte als der Reden meiner Nachbarin. Leise stöhnte ich und klapperte mit den Zähnen.

Und beinahe in dem selben Augenblick fühlte ich zwei kalte, kleine Hände, — eine berührte meinen Hals, die andere legte sich auf mein Gesicht — und ich hörte zugleich eine zitternde, weiche, einschmeichelnde Stimme fragen:

„Was ist Dir?“

Ich war bereit, zu glauben, daß mich irgend ein Anderer fragte und nicht Natascha, die eben alle Männer für gemeine Hunde erklärt hatte und ihnen den Untergang wünschte. Aber sie sprach schon wieder hastig:

„Was ist Dir? Du, ist Dir etwa kalt? Frierst Du? Na, Du bist mir Einer! Sitzt da und schweigt . . . wie ein Stück Holz! Du hättest mir doch schon längst sagen sollen, daß Dir kalt ist . . . So . . . lege Dich auf die Erde . . . Strecke Dich aus . . . und ich lege mich auch hin . . . so! Jetzt umfasse mich . . . fester . . . Nun, so, jetzt ist Dir wahrscheinlich warm . . . Und nachher werden wir uns mit dem Rücken gegen einander legen . . . Wir werden schon die Nacht zubringen . . . Was? Du hast wohl angefangen, zu trinken? Man hat Dich aus Deiner Brotstelle gejagt? . . . Schadet nichts!“

Sie tröstete mich, ermuthigte mich ... Wie viel Ironie gegen mich lag in dieser Thatsache! Denken Sie! Ich war ja zu jener Zeit ernst um das Schicksal der Menschheit bemüht, ich träumte von der Reorganisation des sozialen Körpers, von politischen Umwälzungen, las kluge Bücher und suchte mich zu „einer großen gesellschaftlichen Kraft" auszubilden. Mir schien sogar, daß ich meine Aufgabe zum Theil schon erfüllt hätte. Jedenfalls ging ich damals in meinen Vorstellungen über mich so weit, daß ich mich für eine nothwendige Größe hielt, befähigt, eine geschichtliche Rolle zu spielen. Und nun erwärmte mich ein käufliches Weib mit seinem Körper, — ein unglückliches, verprügeltes Geschöpf, das keinen Platz im Leben hatte und dem zu helfen, mir erst einfiel, als es mir selbst geholfen hatte. Ach, ich war bereit zu glauben, daß das Alles mit mir im Traum geschehe, in einem thörichten, schweren Traum ...

Das aber konnte ich nicht lange glauben, denn auf mich fielen die kalten Regentropfen nieder, an meine Brust drängte sich die warme Brust eines Weibes,

[illegible] mein Gesicht fuhlte ihren [illegible]

[illegible]ranntweingeruch ver-
eulte und stöhnte, der
ir Beide drückten uns,
Wirklichkeit; und ich
ecklicheren Traum ge-

breitete, aber doch belebend auf mich wirkte. Der Wind h
Regen klopfte auf den Kahn, die Wogen plätscherten und w
vor Kälte zitternd, fest an einander. Alles war bittere
bin überzeugt, daß Niemand je einen schwereren und schr
habt hat, als diese Wirklichkeit für mich einer war.

sie sprach schmeichelnd
Einfluß ihres naiven
nmchen und brachte in
Thränen aus meinen
mmheit und Schmutz,
scha aber redete auf
cht! Höre auf! Gott
ieder eine Stelle be-

Und Natascha fuhr fort, über irgend Etwas zu reden;
und theilnehmend, wie nur Frauen reden. Unter dem
Geplauders entzündete sich in meinem Innern ein kleines Flä
meinem Herzen Etwas zum Schmelzen. Dann strömten
Augen; sie säuberten mein Herz von Bosheit, Wehmuth, Du
die sich in dieser Nacht in mir angesammelt hatten; Nata
mich ein: „Nun, höre auf, mein Guter, Lieber, heule ni
wird helfen, es wird Dir schon besser gehen, Du wirst n
kommen ... Und all Das ..."

Weibes, die mir das
kennen gelernt habe,

Sie küßte mich. Das waren die ersten Küsse eines
Leben brachte ... Und es waren die schönsten Küsse, die ich
denn sie kamen aus reiner Menschlichkeit.

be Dir morgen Etwas
n Schlaf hörte ich ein

„Nun, heule doch nicht, Du verdrehter Kerl! Ich werd
verschaffen, wenn Du kein Unterkommen hast ..." Wie in
leises, überzeugendes Flüstern.

r gepreßt ...
o gingen in die Stadt.
nie wieder, obgleich ich
Liebe Natascha suchte,

... Bis zum Morgengrauen lagen wir an einande
Als es tagte, krochen wir unter dem Kahn hervor un
Dann trennten wir uns freundschaftlich und ... sahen uns n
ein halbes Jahr lang in allen öffentlichen Häusern diese
mit der ich einst jene Herbstnacht zugebracht hatte.

Möge sie sanft ruhen!
das Bewußtsein ihrer
oser Schmerz.

Wenn sie schon gestorben ist, — wie gut für sie! A
Lebt sie, so sei Friede mit ihr! Möge in ihrer Seele nie
Schande erwachen ... Es wäre ein furchtbarer und fruchtl

Maxim Gorkij.

Der britische Sudan.

Das Ende des Chalifa, des früheren Herrschers des Gebietes südlich von Wady Halfa, schließt einen Abschnitt in Afrikas Geschichte, der wie ein Kapitel aus „Tausend und eine Nacht" anmuthet, aber auch den Uebergang zu einem neuen Abschnitt, zum Erwachen des mit Feuer und Schwert verwüsteten Sudan, bildet. Der unglückliche Verlauf des italienischen Feldzuges gegen Abessinien brachte die „egyptische Frage" wieder in den Vordergrund. England mit seiner weitausschauenden und skrupellosen Weltpolitik hatte die Lahmlegung Frankreichs durch Deutschland im Jahre 1871 zur Inszenirung der Politik benutzt, deren einzelne Phasen das Bombardement von Alexandrien 1882, der Fall Khartums 1885, Omdurman, Faschoda, das englisch-französische Abkommen von 1898 und das Ende des Chalifa 1899 waren. Nachdem diese Politik mit Omdurman bereits zu Gunsten Englands entschieden worden war, konnte es nicht überraschen, daß die mit der egyptischen Frage zusammenhängende südafrikanische Frage zur Entscheidung geführt wurde. Diese Entscheidung wird nun nächstens fallen und England muß Alles daran setzen, die zweite der beiden Niederlagen, die der britischen Afrikapolitik seit zwanzig Jahren beschieden waren, auszugleichen, nachdem die im Norden Afrikas den britischen Waffen zugefügte Schlappe durch Lord Kitchener und Colonel Wingate ausgewetzt worden ist.

Der Sudan mußte erst für Egypten verloren gehen — er durfte keine Provinz Egyptens und keinen Theil der Türkei bilden —, ehe England die Hand danach ausstrecken konnte. Der Madhismus hätte im Anfang mit geringen Opfern unterdrückt werden können, der Pascha Abd-el-Kadr, der egyptische Gouverneur des Sudan, ein in Wien erzogener ausgezeichneter Soldat, war im Jahre 1883 nach mehreren Erfolgen nah daran, einen Hauptschlag zu führen: da wurde er auf Betreiben Englands abberufen und alle bereits errungenen Vortheile gingen verloren. Der Madhi besetzte die Provinz Kordofan. Damals sogar hätte ein energisches Vorgehen die kritische Lage noch halten können; aber England wahrte nur den Schein und ließ das aus Gesindel bestehende egyptische Heer, die früheren Rebellen Arabis Pascha, im September 1883 zwecklos gegen Karthum vorrücken. Die völlige Vernichtung dieser Truppen und ihrer vierzig europäischen Offiziere bei Birket am fünften November 1883 machte dem Feldzug ein Ende. Den so schmählich geopferten Offizieren war ihr Schicksal von vorn herein klar gewesen. Scherif Pascha, der egyptische Ministerpräsident, der der Aufgabe des Sudan nicht zustimmen wollte, trat zurück und der Chedive ernannte den General Gordon, der 1884 von England mit dem Auftrag entsandt wurde, die egyptischen Beamten und Garnisonen aus den Sudanprovinzen nach Kairo zu führen, zugleich zu seinem Kommissar mit unbeschränkter Vollmacht. Die englische Regirung hatte dem General Unterstützung zugesichert. Als Gordon in Egypten eintraf, erfuhr er aber, daß es nicht zu seinen Aufgaben gehören sollte, militärische Expeditionen zu unternehmen, daß seine Mission vielmehr rein friedlicher Natur sei. Er zögerte nicht, mit geringer Begleitung nach dem Sudan aufzubrechen, — und damit beginnt die Tragoedie, die in Khartum ihren vorläufigen Abschluß fand. Daß Gordon das Spiel der englischen Regirung durchschaute, beweisen seine Depeschen und sein Tagebuch.

Sir Baring — der englische „Rathgeber" des Chedive — überzeugte sich, daß Gordon den Sudan von Egypten nicht losreißen, sondern eher noch fester an Egypten knüpfen wollte. Die Entführung Emins Pascha durch Stanley war eine besondere Phase in diesen Peripetien. Gordons unfreiwillige Thatenlosigkeit ließ die Macht des Madhi lawinenartig anschwellen. In seinem Tagebuch heißt es: „Man mag es drehen, wie man will: drei hervorragende, unleugbare Thatsachen existiren. Ihrer Majestät Regirung weigerte sich, Egypten zu helfen, hinderte Egypten, sich selbst zu helfen, und weigerte sich, es einer anderen Macht zu erlauben . . . Ich hasse Ihrer Majestät Regirung, weil sie den Sudan verläßt, nachdem sie alle seine Unruhen hervorgerufen hat. . . Unsere Ehre bindet uns, die Garnisonen zu befreien; und nach meiner Ansicht ist es niederträchtig, es nicht zu thun; aber Regirungen begehen Niederträchtigkeiten: man vergleiche die Burenangelegenheit. . . Es ist traurig, daß wir den Madhi jetzt, da sein Stern im Untergehen ist, durch das Aufgeben Khartums von Neuem in die Höhe bringen. . ." Am sechsten Dezember 1884 schreibt er: „Morgen sind es zweihundertundsiebenzig Tage oder neun Monate, daß wir in diesem beständigen Elend und in dieser beständigen Angst leben. . ." Am vierzehnten Dezember 1884: „Wenn das Expeditioncorps nicht in zehn Tagen eintrifft — und ich verlange nicht mehr als zweihundert Mann —, so wird die Stadt fallen. Ich habe mein Bestes für die Ehre unseres Vaterlandes gethan! Lebt wohl!" Nicht zehn Tage, sondern anderthalb Monate vergingen, ehe die Ersatzexpedition eintraf. Too late! Was hätte Gordon gesagt, wenn er im vorigen Jahre aus dem besseren Lande, in dem die gefallenen Helden wohnen, dem Geschrei des Pöbels hätte lauschen können, der sein „Gordon gerächt!" durch die Straßen Londons brüllte, als die Nachricht von der Niederlage des Chalifa bei Omdurman bekannt wurde! Die Gedächtnißfeier bei den Ruinen Khartums glich mehr einem Bußgottesdienst als einem Siegesfest.

Bis zu der endgiltigen Besiegung des Chalifa am zweiten September 1898 drang aus dem Sudan nur ab und zu Kunde in die Welt hinaus. Erst durch Pater Ohrwalder, Sir Rudolf Slatin und Karl Neufeld hat man erfahren, wie das Land unter der Geißel des Mahdismus blutete. Seit Omdurmans Einnahme ist noch mehr als früher der englische Wille in der Verwaltung und der Armee allein maßgebend. Seit Faschoda ist es unnütz, mit einer Aufrollung der „egyptischen Frage" zu rechnen. Das englisch französische Nil-Abkommen hat die Stellung Englands in Egypten und im Sudan ein- für allemal befestigt. Die Umsicht des Sirdar Lord Kitchener, der an König Menelik von Abessinien die Hunderte von abessinischen Gefangenen, die so lange in den Ketten des Chalifa geschmachtet hatten, zurücksandte, hat den Negus gewonnen. Die Einrichtung einer militärischen Regirung im Sudan unter Lord Kitchener als Generalgouverneur beweist die Geschicklichkeit der Engländer, in Verwaltungfragen den Bedürfnissen einer gegebenen Lage zu entsprechen. Geräuschlos hat der britische Offizier im Sudan seine Arbeit geleistet; die Gouverneure der einzelnen Provinzen, Soldaten von Beruf, vereinigten in ihrer Hand das Amt des Richters und Oberhauptes. Trotzdem ein Strafgesetzbuch in englischer Uebersetzung nicht vorhanden ist, sind die meisten der Fälle, die von den Offizieren abzuurtheilen waren, nach gesundem Menschenverstand entschieden worden. Selbst komplizirte Landstreitigkeiten sind von diesen militärischen Richtern schnell und auch wohl gerecht beigelegt wor-

den. Schnelligkeit und Gerechtigkeit in der Handhabung der Justiz aber machen in einem neu eroberten Gebiet, wo der Begriff „Gerechtigkeit" bisher unbekannt war, einen Eindruck, den man nicht unterschätzen darf.

„The Soudan may now be declared open!" Mit diesen Worten schloß der Sirdar Lord Kitchener die Depesche, in der er dem Lord Cromer den Tod des Chalifa meldete. Damit hat der Sirdar die mühevolle Arbeit langer Jahre gekrönt. Als auf den Ruinen Karthums, nah dem Platze, wo Gordon — wie Neufeld erzählt — als Soldat sein Leben theuer verkaufend gefallen ist, im vorigen Jahre die Gordon-Gedächtnißfeier stattfand, stieg die britische Flagge eine halbe Sekunde vor der egyptischen am Mast empor. Das symbolisirt gewissermaßen die politische Lage am Niel: England hat die Führung und Egypten folgt. Mit dieser Thatsache hat man fortan zu rechnen. Die Mächte, vor Allem Frankreich, haben der neuen Ordnung in Egypten und im Sudan, wenn nicht ausdrücklich, so doch thatsächlich zugestimmt. Und es ist keine Frage, daß, wenn England morgen, durch äußere oder innere Ursachen gezwungen, sich vom Nil zurückzöge, die französische Republik nicht in der Lage wäre, seinen Platz einzunehmen. Ein Madagaskar oder Tunis am Nil könnten die Mächte im Interesse ihres Handels nicht dulden. Französische Staatsmänner haben niemals ein höheres Recht in der Kontrole Egyptens als England verlangt. Das Aeußerste war das Verlangen gleichen Rechtes. Dieses Rechtes haben sich die Franzosen aber trotz der Warnung Gambettas begeben und gestattet, daß England seine Hand „kraft des Rechtes der Eroberung" auf den Sudan legen konnte.

An dieser Stelle ist es nöthig, kurz an das englisch-französische Abkommen vom Frühjahr 1899 zu erinnern. England war nicht sowohl materieller als politisch-militärischer Vortheile halber entschlossen, das obere Nilbecken zu erwerben und den Nil vom Meere bis zu den großen Seen zu halten. Das Land jenseits des Weißen Nils ist zum größten Theil ein Fieberherd, aber es ist auch der Distrikt, aus dem Egypten die kriegerischsten und tüchtigsten seiner schwarzen Truppen beständig bezogen hat. Das Uebereinkommen hat die Grenzlinie vom französischen Kongo nach Tripolis gezogen. Frankreich hat nördlich und östlich vom Tschadsee freie Hand bekommen. Großbritannien hat dagegen alle Ansprüche auf eine territoriale Verbindung zwischen Niger und Nil aufgegeben und damit ist der Traum englischer Kolonialenthusiasten, eine britische Eisenbahn von Sokato nach Karthum zu bauen, ins Wasser gefallen. Das deutsch-englische Uebereinkommen vom Jahre 1890 hat die Linie vom Kap nach Kairo durchschnitten, das englisch-französische Uebereinkommen vom Jahre 1899 schnitt die Linie zwischen Nil und Niger entzwei. Die neue Konvention rundet ein französisches Kolonialreich von Algier nach Senegambien am Atlantischen Ocean, nach der französischen Elfenbeinküste am Golf von Guinea, im Osten bis zu der alten Sudangrenze und im Süden bis zum Tschadsee und den umliegenden Provinzen ab. Dafür gaben die Franzosen ihre Absichten betreffs des Planes „vom Senegal zum Sudan" und von da nach Abessinien in aller Form auf. Die britische Herrschaft am Nil wurde anerkannt, die französischen Posten im Bahr-el-Ghazal zurückgezogen. Der interessanteste Punkt der Konvention ist die Herstellung kommerzieller Gleichberechtigung. Seine große praktische Bedeutung wird in einigen Jahren klar hervortreten und angesichts der Schutz- und Vorzugs-

Zollpolitik Frankreichs ist die Anerkennung des Prinzips der „offenen Thür“ an sich schon bedeutend genug. Jedenfalls hat sich die extreme britische Theorie, daß Frankreich keine Rechte besäße, die ausgekauft werden mußten, und daß Marchand mit seinem Marsch nach Faschoda keine Ansprüche für sein Land geltend gemacht habe, für die Kompensationen zu schaffen waren, als falsch erwiesen. Es ist ein nicht zu unterschätzender Preis, den Großbritannien gezahlt hat. Dadurch, daß Frankreich eine breite Verbindunglinie vom Mittelmeer zum Atlantischen Ozean erhielt, wurde seine Stellung in Westafrika ungeheuer gekräftigt, die Isolirung der britischen Besitzungen vollständig und Frankreich erhielt eine erste Option auf neue Auftheilungen in den westlichen Gebieten, einschließlich Marokko und Tripolis, falls diese auf den internationalen Markt geworfen werden.

Schwierigkeiten mögen noch bei der genauen Abgrenzung zwischen Wadai und Dar Fur entstehen. Der gegenwärtige Zustand der früheren egyptischen Provinz Dar Fur und der Zustand Wadais ist in ziemliches Dunkel gehüllt. In Afrika sind die Eingeborenenstaaten selten klar umgrenzt. Sie verschieben sich je nach der Macht des Herrschers oder entsprechend der Stärke oder Schwäche der Nachbarstaaten.

Es bleibt abzuwarten, ob Frankreich oder England aus dem Gewonnenen mehr zu machen wissen wird. Der Erfolg hängt da weniger von den Regirungen als von der privaten Initiative und Unternehmungskraft ab.

Sicher ist wohl, daß man der thatsächlichen Annektirung des Sudans durch England über lang oder kurz entgegensehen kann. Ist dem Sultan doch schon geantwortet worden: „Wir sind keine Vasallen des Sultans. Auch erobern wir keine Provinzen, um sie unter seine Herrschaft zu bringen.“

Die gemischten Tribunale werden im Sudan den englischen Plänen nicht hinderlich sein; „denn diese Tribunale, sagt Sir John Scott, der frühere juristische Berather des Chedive, „wurden durch ein Dekret eingesetzt, das ihre Jurisdiktion nicht weiter südlich als bis Assuan erstreckte.“ Hiergegen haben die Mächte seiner Zeit nicht protestirt und England hat keine Veranlassung, die ihm in Egypten so lästige Kontrole im Sudan freiwillig zuzulassen.

Die am zwanzigsten Januar 1899 in Kairo zwischen der britischen und der egyptischen Regirung unterzeichnete Konvention hat eine bestimmte Grenze zwischen Egypten und dem Sudan geschaffen, die von dem durch Wady Halfa gehenden zweiundzwanzigsten Breitengrad gebildet wird.

Englands Verhältniß zu Egypten kann sich auf verschiedene Weise ändern. Vor Allem durch Beseitigung der noch bestehenden Beschränkungen des britischen Einflusses: der Suzerainetät des Sultans und des jährlich von Egypten der Türkei zu leistenden Tributes; der Kapitulationen, nach deren Wortlaut die Ausländer in Egypten egyptischer Gerichtsbarkeit nicht unterworfen sind; der Einrichtungen, durch die die europäischen Mächte eine Stimme in der Verwaltung der egyptischen Finanzen haben. Das sind Einrichtungen, die auf dem Vorhandensein einer großen egyptischen Schuld beruhen. Der Tribut an die Türkei kann eingestellt werden, wenn Großbritannien nicht erlaubt, daß die Egypter zum Wohl der Türkei weiter Steuern zahlen, und wenn es den Tribut für eine durch Gegendienste der Türkei nicht gerechtfertigte Belastung Egyptens erklärt. Die Finanzkontrole der Mächte würde verschwinden, wenn die egyptische Schuld von Großbritannien

übernommen würde. Großbritannien kann Geld billiger als Egypten erhalten, und wenn es von der Transaktion keinen Vortheil hätte, würde doch der egyptische Steuerzahler davon profitiren. Die Uebertragung der Schuld würde von der Annektirung Egyptens begleitet sein; und damit würden die Finanzkontrole und die Kapitulationen von selbst hinfällig.

Sollten sich auf diesem Weg unüberwindbare Hindernisse aufthürmen, was ich für den Fall, daß der Krieg in Südafrika für Großbritannien glücklich verläuft, nicht glaube, so steht eine bequeme Rückzugslinie offen: das britische Sudan-Reich. Als Herren des oberen Nils vermögen die Briten das Delta und seinen Reichthum zu erschöpfen, sobald die von ihren Ingenieuren jetzt in Angriff genommenen Werke beendet sein werden. Die Eisenbahn von Berber nach Suakin wird den Sudan mit dem Rothen Meer verbinden. Müßte Kairo aufgegeben werden, so würde eine Ruine aufgegeben, ohne daß die Briten selbst Etwas opferten.

Viel haben die Briten am Nil gethan, was sie besser unterlassen hätten; Vieles haben sie unterlassen, was sie besser gethan hätten Wer aber wird trotzdem das Werk einer Politik nicht bewundern, das von verschiedenen einander folgenden Regirungen wie mit einer Hand und in einem Geist aufgebaut worden ist?

Am siebenundzwanzigsten November stand im „Standard“: „Das Gesetz der Kompensation hat auf sonderbare Weise in Egypten gewirkt. Es ist unmöglich, zu sagen, ob, wenn sich der Madhismus niemals erhoben hätte, die britische Okkupation auf so fester Basis wie jetzt ruhen würde.“

Zugleich mit dem Ende des Chalifas und der Lösung des Sudanproblemes kam die Nachricht, daß die Mission des Sir Rennel Rodd in Rom beendet sei. Seine Konferenz mit dem Marquis Visconti-Venosta, mit Signor Martini, dem Königlichen Kommissar für Erythräa, und mit Lord Currie, dem britischen Botschafter in Rom, hat zu einem Uebereinkommen über die Abgrenzung des Sudans gegen Erythräa geführt. Die Festlegung der Grenze ist im Prinzip bestimmt worden und die Schlußdetails werden nach der Rückkehr der britischen und italienischen Kommissare nach Afrika erledigt werden. Damit wäre auch nach dieser Seite hin das britische Herrschaftgebiet abgegrenzt.

Ein drohender Faktor für die britische Herrschaft bleibt freilich Abessinien. Die Sudangrenze vom Weißen und Blauen Nil bis zu den großen Seen und das Hügelland der Ugandagrenze sind immer für einen Einfall von dem abessinischen Hochland aus offen. Ein feindliches Abessinien wäre ein Dorn im britischen Fleisch, da zu der hervorragend günstigen Lage Abessiniens noch seine starke Rüstung und die Befähigung seiner Bevölkerung zu irregulärer Kriegsführung kommt. Gegenwärtig beherrscht der England freundlich gesinnte Negus Menelik hier die Lage. Menelik wünscht, mit allen europäischen Mächten auf gutem Fuß zu stehen. Er kennt die Bedeutung Abessiniens und das Beispiel Japans hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Sein Ziel ist die Zusammenfassung seines losen Feudalstaates zu einer starken centralisirten Monarchie. Dieses Ziel strebt er mit friedlichen Mitteln und mit Gewalt an. Seine Behandlung des Rebellen Ras Mangascia und dessen Ersetzung durch Ras Makonnen als Herrscher von Tigré, das unmittelbar an italienisches Gebiet stößt, und die nachfolgende feierliche Aussöhnung beweisen Das hinreichend. Zugleich bedeutet diese kluge Handlungweise die Beseitigung eines Rivalen, mit dem der

Ras Makonnen, wenn er auch siegreich war, sich an Bedeutung doch nicht messen kann. Ras Mangascia ist ein Sohn des Königs Johannes. Der Anspruch Ras Mangascias auf den Thron war im Falle des Todes von Menelik unbestreitbar. Er beging den Fehler, seine Stärke zu überschätzen und vor der Zeit loszuschlagen. Er wurde besiegt. So lange Menelik lebt, sind weitere Unruhen kaum zu erwarten. Es fragt sich nur, was nach seinem Tode geschehen wird, wie weit er seinem Volk im Urtheil und in der Kultur vorauf ist und ob sein Werk Bestand haben wird. Einstweilen hat England an seiner Flanke einen Herrscher, mit dem es wie mit einem civilisirten Staatsoberhaupt verhandeln kann. Um aus dieser günstigen Situation den größten Nutzen zu ziehen, thäte es gut daran, die Grenzlinie definitiv festzulegen. Unbestimmte Grenzen sind die gefährlichsten Quellen von Streitigkeiten. Deshalb müßte England Schritte thun, um das Herrschaftgebiet des Negus nach dem Nil hin in den noch gänzlich unerforschten Distrikten zwischen dem Blauen Nil und dem Sobat abzustecken. Wie nöthig im Interesse Englands eine solche Grenzregulirung ist, läßt ein bezeichnender Satz der „Saturday Review" vom zweiten Dezember 1899 erkennen: „Gegenwärtig macht Menelik Anrechte geltend auf die Provinzen Dar Fertits — südlich von Ghezireh — und Beni Schangul (wo Gold vorkommen soll). Natürlich können wir Das nicht zulassen." Besonders die eingeklammerte Bemerkung ist charakteristisch.

Nach Süden zu wird zunächst die Verbindung mit Uganda angestrebt, wo dank dem deutsch-englischen Sansibarvertrag britische Streitkräfte stehen. Diese Vereinigung hat Colonel Martyr kürzlich vergebens versucht, doch wird in nicht zu langer Zeit auch dieser Versuch gelungen sein. Ein praktisches Resultat würde allerdings damit nicht eher zu erreichen sein, als bis das Problem des „Sudd" im Weißen Nil gelöst ist. Dieser „Sudd" (Schlammwasser) hat zu dem verringerten Wasserstand des Nils beigetragen, der im vorigen Jahre niedriger war als seit zwölf Jahren. Große früher überschwemmte Landstrecken sind in Folge Nachlassens der Wasserzufuhr aus den abessinischen Nebenflüssen des Stromes unbebaut geblieben. Die schon so stark durch den letzten Sudankrieg in Anspruch genommene egyptische Staatskasse hat sich jetzt entschlossen, 10000 egyptische Pfund an die Beseitigung des Schlammes zu wenden. Diese Summe bedeutet aber natürlich nur eine erste Rate und muß ganz bedeutend vermehrt werden, wahrscheinlich auf 600000 Pfund, wenn eine systematische Nilregulirung stattfinden soll. Wenn der „Sudd" einmal beseitigt ist und das jetzt der Schiffahrt und Ueberschwemmung gefährliche, oberhalb der Vereinigung mit dem Bahr-el-Ghazal befindliche Hinderniß nicht mehr besteht, wird der Nil mehr als je die große Handelsstraße nach Centralafrika bilden. Dann wird der Damm bei Assuan, zu dem im Januar 1899 der Grundstein gelegt wurde, den Strom aufhalten und auf seiner Südseite ein 670 Quadratmeilen bedeckendes Reservoir bilden, einen See, dreimal so groß wie der Genfer See, der 1000 Millionen Tonnen Wasser halten wird und von dem man erwartet, daß er 25000 Quadratmeilen Wüstenland zu Ackerland machen werde. Zur Zeit des niedrigen Nilstandes wird er seine Schleußen öffnen und stündlich 54000000 Tonnen Wasser abgeben. Die malerischen, aber gefährlichen Katarakte — richtiger: Stromschnellen — werden durch schiffbare Kanäle vermieden werden. Die Gefahr eines „schlechten Nil" wird verschwinden und der Ackerbau im Nilthal mit mehr Erfolg als vielleicht

irgendwo in der Welt betrieben werden können. Die Zuckerernte glaubt man an Ertrag verdreifachen zu können, während auf den Morgen ein Pfund Baumwolle mehr als in Amerika geerntet werden kann. Der Damm wird dem eben so genügsamen wie fleißigen Fellachen seinen Wasserbedarf sichern. Das Uebrige thut die nie aussetzende Sonne. Gleichzeitig bildet der Damm eine mächtige Nilbrücke und eine unerschöpfliche Quelle der Elektrizität wird durch das Werk geschaffen. 250 Meilen von Kairo, bei Assiut, wird ein anderer Damm die Strömung ferner reguliren und das Wasser auf die Höhe des mittelegyptischen Kanalnetzes bringen. Außer den Italienern stellen die Egypter die meisten Menschen zu diesen Arbeiten. Die Arbeiter verdienen den für egyptische Verhältnisse hohen Tagelohn von 1 Shilling. Ein Vergleich der alten, noch nicht zu lange abgeschafften Frohnarbeit, die solche unproduktiven Steinhaufen wie die Pyramiden herstellte, mit der Arbeit am Damm zu Assuan und an den Eisenbahnen im Sudan drängt sich da unwillkürlich auf.

Ein wissenschaftlich und ökonomisch wichtiges Unternehmen verdient besondere Erwähnung: die egyptische Regirung hat sich in diesem Frühjahr entschlossen, den Fischbestand des Nils durch Gelehrte untersuchen zu lassen. Die Kenntniß von den Nilfischen ist zur Zeit noch sehr ungenügend. Seit 1869, wo zweiundachtzig Arten bekannt waren, hat man nur acht neue Arten gefunden, — eine Zahl, die in Anbetracht des gewaltigen Wasserweges und der sehr verschiedenen physikalischen Bedingungen, die die verschiedenen Theile seines Laufes charakterisiren, nicht als annähernd erschöpfend bezeichnet werden kann. Der Kongo-Freistaat hat bereits früher eine solche Untersuchung im Kongo erfolgreich in Angriff genommen. Eine Reihe von Stationen soll angelegt werden, die sich in Zwischenräumen vom Delta bis nach Lado und von da so weit südwärts wie möglich vertheilen. Eine Untersuchung der physikalischen Gestaltung des Nils bei jeder Station soll damit verbunden werden. Im ersten Jahre wird die Untersuchung bis Wady Halfa, im zweiten bis Berber, im dritten bis Sobat und, wenn die Bedingungen günstig sind, durch den „Sudd" bis Lado und Dufile und schließlich bis zum Albert Nyansa durchgeführt werden. Das Ergebniß dieser Forschungen wird in einer Fortsetzung der beiden vom Dr. Anderson herausgegebenen Werke über die Zoologie Egyptens niedergelegt werden. Das Studium der Lebensbedingungen der Nilfische ist von höchster wirthschaftlicher Bedeutung.

Die Erschließung des Sudan eröffnet dem Archäologen und Egyptologen ein reiches Feld der Thätigkeit. Vor mehr als fünfzig Jahren entsandte die preußische Regirung den 1884 gestorbenen Professor Lepsius und dieser Gelehrte hat sich um die Kenntniß der egyptischen Alterthümer für immer verdient gemacht. Inzwischen waren die Ruinen stark vernachlässigt worden und erst Dr. Budge von der orientalischen Abtheilung des Britischen Museums unternahm nach den erfolgreichen militärischen Sudanexpeditionen von 1897 und 1898 eine neue Expedition, über deren Resultate er einen interessanten Bericht abgestattet hat. Zum ersten Male hat er eine gründliche Schilderung der Sudan-Pyramiden gegeben, die von den egyptischen beträchtlich abweichen. Sie sind niedriger und haben einen Kern von Rollsteinen, der mit behauenen Steinen besetzt ist. Diese äußeren Steine sind klein und daher sehr verführerisch zur Verwendung als Baumaterial, — eine Verführung, der kein großer Widerstand geleistet worden ist. Nur

die Pyramiden in den Bergen fern vom Nil haben sich erhalten. Bei Gebal Barhal sind die Ueberreste des von Ramses dem Zweiten etwa 1338 vor Christus erbauten Tempels und spätere Tempelruinen erforscht worden. Südlich von diesem Gebirge liegt das Pyramidenfeld und die Spuren der alten biblischen Stadt Napata (Noph) werden heute durch das Dorf Senam abu-Dôm bezeichnet. Die Pyramiden wurden nicht unter römischer oder griechischer Herrschaft, sondern von eingeborenen Königen früher Dynastien erbaut. Die Mumienkammern sind nach dem Modell derer des altegyptischen Kaisereiches angelegt. Die Pyramiden von Nuri sind älteren Ursprungs als die von Gebal Barhal und fallen der Zeit nach mit dem mittelegyptischen Reich zwischen der zwölften und achtzehnten Dynastie zusammen. 1898 wurden die Pyramiden bei Merani durchforscht. Dr. Budge kommt zu der Schlußfolgerung, daß der enge Verkehr, der zwischen den Egyptern und den Bewohnern des Sudan bestand, zum Erbauen von Tempeln und Gräbern im Sudan nach dem Muster der egyptischen führte. Diese Expeditionen, die nur als Rekognoszirung zu betrachten sind, lassen den archäologischen Reichthum des Sudan ahnen und weisen auf die Möglichkeit weiterer Forschungen hin, die zur Lösung gewisser dunkler Probleme egyptischer Archäologie beitragen werden.

Große Eisenbahnpläne sind im Sudan und von da nach Süden in der Ausführung begriffen. 1896 wurde der Eisenbahnbau im Sudan in Angriff genommen und heute sind schon 587 englische Meilen Schienenweg nördlich der Atbarabrücke im Betrieb, während südlich der Brücke 122 Meilen vollendet sind. Es ist die Frage, ob bei den ausgezeichneten Wasserwegen nicht zu verschwenderisch mit der Anlage von Eisenbahnen vorgegangen wurde. Da fast die ganze Bevölkerung am Strome wohnt, kann der mit der Verwaltung und dem Sicherheitdienst verbundene Verkehr vom Strom und von Kanonenbooten aus besorgt werden. Eisenbahnen bedeuten schwere Ausgaben, die doch auf den Fellachen am letzten Ende zurückfallen. Aber die Bahnverbindung wird die arme Gegend um Khartum mit Getreide aus Gedarif, von den Ufern des Blauen Nils, der Kornkammer Egyptens, versorgen. 300 Pfund — ein Ardeb — kosteten im vorigen Jahre in Khartum 32 Shilling, während der Preis in Gedarif nur 4 Shilling betrug und nach der Ernte sogar auf 2 Shilling zurückging. Durch eine Bahn würde ein Ausgleich geschaffen. Die Entfernung zwischen Khartum und Gedarif beträgt nur 122 englische Meilen.

Seit dem vierten Januar 1900 geht wöchentlich ein Luxuszug nach Khartum. Ein kleines Hotel wird die Touristen in Khartum beherbergen. Dieser Touristenverkehr muß einstweilen den Mangel an Güterverkehr ersetzen. Khartum und Umgegend dürften bald ein fashionabler Winteraufenthaltsort für Engländer werden. Die Reize Kairos genügen den Leuten nicht mehr. Gesundheitlich ist Kairo auch gar nicht so sehr zu empfehlen; dann ist eine Nilfahrt auf Dampfschiffen vulgär geworden: die macht heute schon fast ein Jeder. Die Hieroglyphen sind keine unbekannte Sprache mehr und leichter zu verstehen als manches moderne Gedicht; die Mumien haben eine schreckliche Familienähnlichkeit und die Papyri sind nur Listen von Namen solcher Leute, von denen man nichts gehört hat und auch nichts hören will, wenn man nicht gerade Egyptologe ist. Die Pyramiden gar sind überhaupt nichts mehr als ein Vorwand für Pikniks. Während die Amerikaner sich so stellen, als studirten sie egyptische Antiquitäten mit großem

Interesse — sie halten Das für nöthig, um gebildet zu erscheinen —, sind die Engländer ehrlich genug, einzugestehen, daß die alten Scharteken sie langweilen. Außerdem existirt die alte vergnügte kosmopolitische „Society" von Kairo nicht mehr, in die man leicht Eingang finden konnte. So ziehen die englischen Touristen mit Cook nilaufwärts, durchaus nicht zum Kummer Derer, die unmodern genug sind, sich liebevoll in das Studium der egyptischen Geschichte und des heutigen egyptischen Volkes zu versenken. Nur einen Wunsch den nilaufwärts Strebenden auf die Reise: möge der Friede der Kreatur, die unter dem Chalifa Schonung hatte und sich ohne Schaden für die Menschen im Sudan vermehren konnte, durch sie nicht gestört werden und möge es nicht dahin kommen, daß Elephant, Giraffe, Zebra und Strauß von englischen Offizieren und Sportsmen ausgerottet werden, während den Sudanesen das Waffentragen verboten ist!

In Kurzem wird die Eisenbahn bis Sobat gehen, von da weiter und weiter südwärts gelangen und das historisch gewordene Faschoda passiren, bis sie die Küsten des Victoria-Nyanza erreicht und mit der Ugandabahn vereinigt werden kann: dann mit der Linie Cecils Rhodes. Das englisch-deutsche Uebereinkommen hat das Schema vom Kap nach Kairo ermöglicht. Ob es nicht eine Chimäre ist, bleibt der künftigen Generation vorbehalten, zu entscheiden. Schon erkennen die Pflanzer in Britisch-Centralafrika, daß die Eisenbahn oder ihre Besitzer den ganzen Arbeitmarkt vom Sambesi bis zum Tanganjika und von Bangweolo zum Nyassa-Distrikt kontroliren werden, daß die südafrikanische Mineninduſtrie Löhne zahlen kann, die für die Pflanzer unerschwinglich sind und daß die Bahn ihnen leicht die Arbeiter wegführen und so die aufblühenden Pflanzungen in Centralafrika vernichten kann. Außerdem vermag eine französische Konkurrenzbahn die britische wenigstens für die halbe Distanz arg zu schädigen. Frankreich hat sechzigtausend Mann in Tunis und Algier stehen, es kann losschlagen, ohne die See zu kreuzen, und schon dieser strategische Vortheil legt den Gedanken an eine französische Bahn zum Tschadsee nah.

Der Augenblick, wo der Chalifa in staunenswerthem Fatalismus, ohne mit der Wimper zu zucken, den Lohn für seine Thaten empfing, kann als der eigentliche Beginn der Civilisirung des Sudan gelten. Civilisiren heißt, dem Barbarismus abgewinnen. Das schöne Bild, das Lord Rosebery vor Kurzem von der Zukunft entwarf, wo „der alte Strom wie nie zuvor durch Gegenden fließen wird, die von einem civilisirten, zufriedenen und fleißigen Volke bewohnt sein werden", wird aber von den Lebenden nicht selbst geschaut werden. Erwarten, daß Lord Kitchener — oder sein Stellvertreter Colonel Wingate — den Sudan umwälzen wird, hieße, voraussetzen, daß eines Mannes Leben für ein Werk genüge, das sich über viele Generationen erstrecken muß. Lord Kitchener wird zufrieden sein, wenn es ihm gelingt, die Grundsteine zu legen, auf denen im Laufe der Zeit weiter gebaut werden kann. Es ist schwer, den rechten Maßstab für ein Land zu finden, das uns vor einem Jahrhundert noch gänzlich unbekannt war und dessen großes Stromgebiet erst bei Lebzeiten der gegenwärtigen Generation bis zu den Quellen erforscht worden ist. Den Stämmen am Sobat hat der Generalgouverneur zunächst Gehorsam beizubringen. Die Auswahl der zur Autorität Berufenen spielt natürlich eine gewichtige Rolle. Die primitiven Rassen der Bahr-el-Ghazal- und Sobat-Distrikte werden schwerer zu behandeln sein als die Moslim, mit denen die Briten schon anderswo Erfahrungen gemacht haben.

Die Boten des Handels, des Islam und des Christenthumes werden am oberen Nil zu wirken beginnen. Von einer Propaganda mit dem Schwert für Mahommed kann natürlich keine Rede sein. Manche Theoretiker stellen für solche Stämme, wie sie in Centralafrika leben, den Mohammedanismus über das Christenthum. Die Frage ist für den Sudan von praktischem Interesse; Heidenthum und Mohammedanismus sind hier bereits in Kontakt mit einander getreten. Um sich zu vergewissern, was vom Mohammedanismus zu erwarten ist, darf man aber nicht nach Egypten gehen, weil dort vor Eindringen der Lehren Mahommeds seit Jahrhunderten das Christenthum bestand und lange Berührung mit europäischer Civilisation stattgefunden hatte. Günstiger für das Studium dieser Frage sind die Bedingungen in Haussaland, wo der Mohammedanismus ohne christliche Einwirkungen gedeihen konnte, weil der Weg durch die Sahara oder das Niger-Delta nahezu versperrt war. Von der Abschaffung barbarischer Gebräuche und Einführung einer erhöhten Kultur, Beschränkung des Mißbrauches geistiger Getränke — den Einflüssen, die man dem Mohammedanismus gern zuschreibt — ist in Haussaland nichts zu bemerken. Je bessere Mohammedaner die Haussas wurden, desto niedriger ward die Stellung der Frau. Die Regirung ist nicht besser geworden, als sie vor dem Eindringen des Mohammedanismus war. Die erste Predigt der Lehre Mahommeds war der Beginn der Sklavenjagden. Die Hauptindustrie der Haussas, die Indigofärberei, bestand schon vor neunhundertundfünfzig Jahren in Kano. Neue Industrien haben die Mohammedaner nicht eingeführt. Eine Besserung im Alkoholmißbrauch datirt erst vom Jahre 1886, wo die Royal Niger-Company Regirungrechte erhielt und den Schnapshandel beschränkte. Unter den Mohammedanern ist Trunksucht oft verbreiteter als unter den Heiden. Die Anhänger Mahommeds pflegen sich damit zu entschuldigen, daß der Prophet ein ganz anderes Getränk als den heute gebrannten Schnaps verboten habe. Hätte er diesen gekannt, dann würde er ihn — sagen sie — nicht verboten haben. C. H. Robinson, Lehrer der Haussasprache an der Universität Cambridge und ein sehr kompetenter Beurtheiler, hält die Rolle des Mohammedanismus im Centralsudan für ausgespielt. Wer Wissmanns Ansichten über die Araber kennt, wird geneigt sein, Dem beizupflichten. Mögen die christlichen Missionare sich politischer Thätigkeit enthalten und in dem Sinne arbeiten wie Bonifazius, der die Germanen lehrte, daß Arbeit nicht minder männlich sei als Kampf, und der als erster christlicher Pionier von England die durch römische Legionen nicht zu bezwingenden Germanen besiegte. Die Missionare müssen mit den Offizieren zusammen die Eingeborenen Gehorsam und nützliche Arbeit lehren, dann werden sie ihre Schuldigkeit thun; von politischen Rechten, billigem Schnaps und sektirerischen Lehren mögen die Eingeborenen verschont bleiben.

Durch die Dezimirung der Bevölkerung in Folge von Krieg, Hungersnoth und Krankheiten liegen früher üppige Gegenden heute wüst und verlassen da und deshalb ist auf einen Handel in großem Maßstab zunächst nicht zu rechnen. Die früher auf eine Million Kantar gerechnete Ernte feinen weißen Gummis betrug im Jahre 1898 nur zehntausend Kantar. Nicht große Handelssyndikate sondern energische kleinere Händler und Kaufleute scheinen zunächst hier am Platze zu sein. Die Entdeckung von Gold in größeren Mengen würde das Land mit einem Schlage heben. Bisher wird es in Senaar nur in geringen Mengen gefunden.

Die Eingeborenen holten sich mit sehr primitiven Mitteln ihr Gold meist aus der Region des Blauen Nil bei Rosaires. Gesuche um Minenkonzessionen sind schon in beträchtlicher Zahl eingelaufen. Die Entscheidung über alle solche Anträge steht, wie bemerkt werden mag, nicht den gemischten Tribunalen von Egypten, sondern der neuen Regirung des Sudan zu. Es ist, wie aus dem letzten Bericht Lord Cromers über Egypten und den Sudan hervorgeht, wahrscheinlich, daß Konzessionen, die Monopole irgend welcher Art bedeuten würden, nicht bewilligt werden. Der selbe Bericht sagt, daß kultivirbares Land beschränkt bleibt, bis Kapital in Kanälen angelegt ist, und daß der Mangel an Bevölkerung im Sudan vorläufig sehr groß ist.

Weiter möge aus dem Bericht Sir W. Garstins, des Unterstaatssekretärs für die öffentlichen Arbeiten, der den Weißen und Blauen Nil hinaufgereist ist, angeführt werden, daß wahrscheinlich ein halbes Jahrhundert vergehen wird, ehe der Sudan wieder so dicht bevölkert sein kann, wie er es vor 1820 war, und daß die Mischung von Araber- und Negerblut eine indolente Rasse erzeugt hat, die die Arbeit scheut. Die Fruchtbarkeit der südlichen Sudanprovinzen duldet eine faule Bevölkerung; nur ein schnelles Anwachsen der Volkszahl würde zur Arbeit zwingen. Nördlich von Khartum dagegen können die Bewohner sich nur durch anhaltende Arbeit ernähren. Hier ist ein Aufblühen des Landes und Handels eher zu erwarten als im Sudan. Das Klima südlich des fünfzehnten Breitengrades ist äußerst ungesund.

Major Maxse, der den Sobat-Distrikt erforscht hat, rühmt zwar die Ertragsfähigkeit des Bodens, glaubt aber für die nächsten Jahre auch noch nicht an einen Export. Er schlägt Anbauversuche, zum Beispiel mit Indigo und Chinarindenbaum, vor. Wenn ein gutes Bauholz in den Wäldern am Blauen Nil gefunden würde, das sich stromabwärts flößen ließe, könnte es eine Quelle reicher Einnahmen werden. Der Ebenholzbaum und Acacia arabica, die den weißen Gummi liefert, sind dagegen beide zum Flößen zu schwer. Forstmänner dürften hier eine Zukunft haben. Von der Lage des Volkes sagt der Major, daß Armuth nicht vorkomme, Jeder habe so viel Getreide, wie er brauche, ferner Ziegen und Kühe. Karl Neufeld prophezeit dem Sudan eine große Zukunft, besonders glaubt er an seine Mineralschätze, an Gummi, Straußenfedern, Elfenbein und Ebenholz. Er zieht ehrliche Händler den Spekulanten und Gründern vor. Mr. Cope, der den Sudan in einer Handelsmission bereist hat, betont, daß in einem Lande, wo Alles gebraucht werde, die Aussichten des legitimen Handels nothwendig gut sein müssen. Manchesterwaren würden großen Absatz finden. Baumwollindustrie könne an Ort und Stelle betrieben werden. Professor Schweinfurth hat die Ansicht ausgesprochen, die Engländer besäßen nicht mehr den früheren Unternehmungsgeist und würden aus ihrer Eroberung nicht den entsprechenden Profit für sich ziehen.

Wie wahr Das ist, kann Jeder sehen, der über die von Amerikanern gebaute Atbarabrücke in von Amerikanern gelieferten Eisenbahnwagen, die von amerikanischen Lokomotiven gezogen werden, fährt. Trotz allen Bemühungen der britischen Handelskammer in Egypten, die unermüdlich auf die im Handel mit Egypten und mit dem Sudan unerläßlichen Punkte aufmerksam macht, beharren die britischen Fabrikanten in insularem Eigensinn darauf, Preislisten zu versenden, die weder die Maße in Metern und Centimetern noch die Preise in Francs und Centimes angeben, und Geschäftsreisende auszusenden, die sich ohne einen Dolmetscher

nicht verständlich machen können. Sie passen sich den Bedürfnissen der Kunden nicht an und gewähren keinen Kredit. Nichtenglische Häuser geben sich unendliche Mühe, zu erfahren, wohin der Geschmack der Eingeborenen neigt, und Leute zu beschäftigen, die eine gewisse Zeit die Sprache und Handelsbedingungen des Landes studirt haben. Britische Häuser sind häufig gezwungen, Ausländer als Agenten zu beschäftigen.

Der Einfluß der in Egypten lebenden 15 000 Franzosen, 38 000 Griechen, 24 000 Italiener u. s. w. auf den Handel darf nicht unterschätzt werden, zumal französische Kultur und Sprache unter den zehn Millionen Bewohnern Egyptens, besonders in den gebildeten Klassen und auch in der Amtssprache, eine große Rolle spielen. Als zu Beginn dieses Jahres der Vorschlag gemacht wurde, in Egypten einen anglikanischen Bischofssitz mit einem Kostenaufwand von zwanzigtausend Pfund Sterling zu errichten, da außer dem Okkupationheer vierzehntausend Briten in Egypten seien, machte sich der Daily Chronicle weidlich darüber lustig und erinnerte daran, daß die große Masse dieser „Briten" Malteser seien und daß die Minorität sich aus Hindus, Griechen, Syriern u. s. w. zusammensetze, die behaupten, ihre Vorfahren seien auf die eine oder andere Weise „Briten" geworden, obgleich sie weder von der englischen Sprache noch von englischem Gesetz eine Ahnung haben, und die das Privilegium genießen wollen, britische Unterthanen zu sein. „Die eigentlichen Briten in Egypten zählen ausschließlich der Okkupationarmee höchstens zweitausend Mann". In Khartum sollen die jungen Araber in der Gordon-Schule Englisch lernen. Der Ehrgeiz des Egypters ist es, in eine amtliche Stellung zu gelangen, und wenn der Generalgouverneur des Sudan wünscht, daß die Söhne der Araberscheiks im „Gordon-College" erzogen werden, so dürfte sich die von der Kenntniß orientalischer Ansichten getragene Erwartung, daß die Scheiks ihre Söhne dorthin schicken werden, wohl erfüllen.

Nach den Maximen eines Augustus, dessen Idee von der Regirung der römischen Welt die war, daß sie zum Wohl der Bewohner des römischen Reiches bestehen müsse, und der den Pomp der Autorität, Titel und Gepränge vermied, nicht in der Art seiner Nachfolger, die ihre Stellung zur Befriedigung persönlicher Launen und zu ihrer Bereicherung mißbrauchten, muß England am Nil vorgehen. England hat zu den Kosten der Wiedereroberung des Sudan nur mäßig beigetragen. Die Reorganisation des Sudan wird gewaltige Summen erfordern. Es wäre im höchsten Grade ungerecht, wenn diese Last auf die egyptischen Fellachen fiele, zumal die Stellung Englands im Nilthal zum Mindesten ungewöhnlich ist. Die Interessen der Eingeborenen dürfen durch England nicht geschädigt werden. Wenn Lord Cromer glaubte, England könne in die Lage kommen, Egypten aufgeben zu müssen, als er an der jetzt vollendeten Aufrichtung eines britischen Sudan-Reiches am oberen Nil mit dem Seehafen Suakin mit so beharrlicher Energie arbeitete, und wenn er sich deshalb der Wiedereroberung des Sudan durch Egypten und der Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen den zwei Ländern so lange widersetzte, so müßte im Interesse der das untere Nilthal bebauenden Fellachen, wenn jener Fall einträte, die Verfügung Englands über den Nil selbst eingeschränkt werden, etwa nach dem Muster der Donauschiffahrtakte.

London. August Hornung.

Englische Malerei.

Wie kurzlebige Moden wechseln rationalistische und pietistische, naturalistische und symbolistische Strömungen in der Kunst. Diese auffällige Thatsache sollte den Kritiker zum Objektivisten erziehen, der nur registrirt, nicht Partei ergreift. Sie reifte den glücklichen Eklektizismus Goethes: er war trotz allen Vorwürfen der Eiferer stolz, daß ihn „kein Dogma beschränke."

Die englische Malerei steht heute im Zeichen der Romantik. Aehnlich wie die deutsche Literatur im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, wurde auch sie aus der Opposition des Gemüthes gegen verflachende Vernunftmäßigkeit und aus verstärktem Nationalitätgefühl heraus geboren. Die Künstler besannen sich in einer Zeit anekdotischer Banalitäten auf die Schätze der Vergangenheit. Von den üblichen Roman- und Theatermotiven wandten sie sich dem intensiven Fühlen der mittelalterlichen Epik und Legenden zu. Es war keine passive Tendenz, sondern eine zum Pathos gesteigerte Gefühlsenergie, die der Nährboden dieser mystischen Renaissance wurde. Alle geheimen Beziehungen des Sinnlichen und Uebersinnlichen, tief wurzelnde Grübeleien über die Seelenräthsel, die den modernen Menschen beschäftigen, und altruistische Zeitforderungen waren an ihrer Entstehung mitbetheiligt. Dieser Triumph des Präraffaelitismus ist ein halbes Jahrhundert alt, wirkt aber noch heute nach. Man mag den Geist dieser Kunst im Zeitalter des Verkehrs als ungesund und weltabgewandt tadeln, man mag ihre Gestaltenwelt angekränkelt finden und den Kopf darüber schütteln, daß gerade das Volk des „matter of fact" eine so paradox künstlerische Ausdrucksweise schuf: unabhängig von dem Für und Wider der Parteien wird diese Epoche ihren Werth behaupten, weil sie, von großen Persönlichkeiten getragen, große Werke hervorbrachte.

Als Gustav Doré nach England ging, sagte er zu seinen Freunden: „Mir werden sich viele Bande mit der Heimath lösen." So geht es auch nach ihm beinahe jedem Kunstbeflissenen, der vom Kontinent nach England kommt. Der Engländer spricht wenig, aber man kann auf ihn die Anpreisung des Matrosen anwenden, der seinen Papagei mit der Versicherung empfahl: he does not talk, but he is the very devil to think. Peinliche Gewissenhaftigkeit der Technik und Subtilität der Darstellung charakterisiren die ganze heutige Malerei. Das blos Impressionistische, die oberflächliche Verve sind verpönt; und Gründlichkeit gilt als das erste aller künstlerischen Gebote. Es war symptomatisch, daß Whistler in seinem Prozeß gegen Ruskin den Kürzeren zog. Der Urtheilsspruch des Richters betonte den Gedanken: Nichts Flunkerhaftes für die Kunst Englands!

Eine gewisse Feierlichkeit ist allen den großen Meistern des Inselreiches gemeinsam. Die lauten Effekte, das ungezügelte Lachen, die heftige Geberde gelten als ästhetische Verstöße. Selbst Herkomer, der Bewegliche, Vielseitige, zügelt sein impulsives Naturell durch weise Reflexion. Auf seinem letzten großen Gemälde, „Die Begrüßung der Königin durch die Veteranen des Krimkrieges",

schimmern die feuerrothen Uniformen, leuchten die grünen Festguirlanden, aber nur ehrfürchtige Innigkeit spricht aus den Zügen der alten Soldaten. Und der König von Bushey, das Haupt einer ganzen Malerkolonie, der Kunstdozent, Schauspieler, Musiker, Kunstschriftsteller und Kunsthandwerker, zeigt die selbe Note ruhiger Gemessenheit in allen seinen Hauptschöpfungen. Der Silberprunkschild, der kürzlich auch in Berlin berechtigtes Aufsehen machte, giebt in den farbenprächtigen und tief gefühlten Emailbildern einen Niederschlag seiner Lebensphilosophie über die vergängliche Stunde, die so viel des Erhabenen und Niedrigen vorüberziehen sieht. Die selbe Gehaltenheit zeigt Alma-Tadema, gleichviel, ob er nun eine Staatsaktion der Merovingerzeit, ein Winzerfest oder ein Bacchanal im alten Rom darstellt. Er führt längst den Beinamen des „Malers der Ruhe". Frederik Leightons und Albert Moores statuarische Schönheittypen sind akademische Vorbilder geworden. Von Burne-Jones' Gestalten hat man einst gesagt: sie lauschen dem Schweigen, „sie wünschen viel, sie hoffen wenig, sie fordern nichts." Holman Hunt hat sich fern von dem londoner Getriebe, aus Palästina, dem Land seiner Liebe, das Motiv seines neusten Bildes geholt. In das Heiligthum seines Herzens ist niemals die Unraft der Mitwelt gedrungen.

Abseits vom Wege, doch allen Zeitregungen gespannt lauschend und geliebt wie kein Zweiter, steht der dreiundachtzigjährige George Frederick Watts. Noch immer sendet er seine gemalten Ideen zum Fortschrittswerk der Menschheit in die Welt hinaus. Das Liebesevangelium, dem er drei Menschenalter hindurch in unwandelbarer Treue gedient hat, ist auch der Vorwurf seiner letzten Schöpfung. Sie zeigt den Genius der Liebe, der, triumphirend, über Zeit und Raum hin seine Jubelbotschaft kündet. An den Wänden der New-Gallery hat er in diesem Jahr seine „Widmung" angebracht, einen Appell an die eitle Damenwelt, die Singvögel nicht der Mode zu opfern. Auch im Portrait zeigte er die alte, ungebrochene Kraft. Die New-Gallery und die Royal Academy wiesen Proben davon in den Bildnissen von Lord Roberts und Gerard Balfour auf. In seiner Seccomalerei, über die ein trübender Dämmer häufig Unklarheit breitet, bewies er dennoch stets die durchdachte Methode, die ihn vor Allem auszeichnet. Wie breit auch der Raum ist, den dieser Allegoriker der Darstellung elementarer Leidenschaften einräumt, ein Zug vornehmer Gehaltenheit eignet seiner ganzen Formenwelt. Robert de la Sizeranne meint: „Zwischen dem Gewöhnlichen und dem Seltenen wählt der englische Künstler immer das Seltene." Und er resumirt: „Diese Kunst macht uns viel trauriger, aber auch viel weiser."

Die großen Lebenden, die Watts, Holman Hunt, Tadema, Herkomer, entwickeln sich aus der Eigenart ihrer Persönlichkeit weiter. Allen diesen Meistern ist das Wunder gelungen, die Vornehmheit zu populariſiren. Sie Alle vernahmen Ruskins Appell an das künstlerische Gewissen: „Die große Kunst muß bis zum Aeußersten Delikatesse besitzen. Fast jede Regel duldet irgend welche Ausnahme, nur diese nicht, diese absolut keine." Die englische Kunst hat eben so wie die englische Geschichte Jakobiner gekannt, aber niemals Sansculotten. Längst vor irgend einer Sezession hat sich in London der große Abfall der Revolutionäre von den Akademikern vollzogen. Aber auch hier offenbarte sich der vornehme und ruhige Charakter dieser Künstler. Die Metapher von den beiden Brüdern, die das gleiche Ziel auf verschiedenem Wege erstreben, mit der Max Liebermann die Berliner

Sezession eröffnete, wurde in London vor Jahrzehnten in die That umgesetzt. Burne-Jones, der die Rebellion für die Seele aller lebendigen Kunst erklärte, wurde trotzdem zum Mitglied der Akademie berufen und Sargent wurde ehrenvoll ausgezeichnet. Dafür baten die Führer der Progressisten Watts, Tadema, Richmond und einige andere Akademiker zu sich in die New-Gallery. Allmählich wird die Alleinherrschaft des Präraffaelitismus durchbrochen. Für die junge Schule tritt der Indo-Engländer Byam Shaw als Nachfolger Rossettis auf. Den alten Balladenstil und Mittelalterlichkeit vertreten noch Abbey und Young Hunter.

In der Bilderschau der großen vorjährigen Akademie-Ausstellung gebürt dem Portrait der Ehrenplatz. Seine Meister, die Herkomer, Orchardson, Ouleß, Solomon J. Solomon, Briton Rivière, Fildes, bekennen einen Kanon äußerster Einfachheit. Das dekorative Beiwerk schrumpft zusammen oder wird gänzlich fortgelassen und alle Kraft auf die Persönlichkeit selbst konzentrirt. Freilich, wo ein Künstler wie der jetzige Akademiepräsident Sir Edward Poynter Baumhintergrund, Marmorbank, Pelz, Atlaskissen und selbst ein Schoßhündchen für sein Damenbild nicht verschmäht, ist die Feinheit der Ausführung ein wahres Fest für das Auge. Immerhin ist Das nur eine Ausnahme. Die pomphaft erhöhten Gestalten der Gainsborough und Lawrence sind endgiltig verschwunden.

In der Landschaft haben Murray, Leader, Cast eine Reihe von Naturausschnitten gegeben, die in souverainer Freiheit der Linien, in warmer Leuchtkraft des Kolorits daran gemahnen, daß es eben England war, das einen Turner hervorbrachte. „Wenn es gegen die Natur ist," rufen wir mit Goethe, „ist es zugleich höher als die Natur!" Eine schwer definirbare, zugleich verhüllende und verklärende Atmosphäre umgiebt die Gegenstände dieser Kunst; aus dem Dämmer taucht etwas Visionäres auf. Die Franzosen malen die Landschaft wahrer, die Engländer schöner.

Uebrigens wird England in neuster Zeit auch von Paris aus beeinflußt. Man kann Das seit einigen Jahren an der Wahl der Stoffe beobachten. Neben den Kultus des Seelenvollen in christlicher oder heidnischer Vergangenheit tritt die Betonung des Alltagslebens. In der neu eröffneten Nationalgalerie britischer Kunst hängen Rossettis mystisch verzückte Beata Beatrix und Frank Bramleys erschütternder Vorgang aus dem Fischerleben, Watts Allegorien und Frank Holls stimmungvolle Farm-Interieurs mit ihren geistreichen Beleuchtungeffekten. Carolus Duran hat auf Sargent und Solomon eingewirkt; und die Vereinigung realistischer Kraft mit lyrischem Stimmungsgehalt ist von der Schule von Barbizon auf die Schöpfungen Clausens, La Thangues und Stotts übergegangen. Der Arbeiter, der Landmann treten neben Dantes Traumerscheinungen und die Helden der Tafelrunde. Vor anderthalb Jahrhunderten hatte England schon seinen Hogarth, den großen Satiriker, Moralisten und Realisten. Der Engländer scheint nicht veranlagt, zu lange bei den Lotussessern zu träumen.

Jarno Jessen.

Sturmsignale.

Unsicherheit und Schwankungen sind in der Börsenbewegung das einzige Prinzip geworden. Und dabei liegt kein innerer Grund vor, plötzlich so in Angst zu gerathen. Die letzten Wochen haben kein neues Moment gebracht, das auf den Kurs Einfluß haben dürfte. Das sicherste Zeichen dafür, daß die Zeit der wahnsinnigen Hausse vorbei ist, bieten die Erschütterungen, denen der Preisstand der Industriepapiere von einem Tage zum anderen ausgesetzt ist. Daraus erkennt man die ungesunde Lage des Marktes dieser Werthe. Die Besitzer sind zu schwach, um Bewegungen nach unten aushalten zu können, waren also von vorn herein nicht berechtigt, sich an dem Kauf solcher Papiere zu betheiligen. Wer finanziell fest genug steht und besonnen genug ist, um als börsenfähig zu gelten, Der kann seinen Besitzstand auch gegen die Contremine vertheidigen und läßt nicht sofort seine Position im Stich. So aber führen die feigen Abgaben geradezu eine Desorganisation des Marktes herbei. Nun sieht man auch, welche Verantwortung die Leute auf sich geladen haben, die selbst in den Zeiten gewagtester Ueberladung der Börse mit Verpflichtungen gewinnsüchtiger, aber wenig potenter und wenig urtheilsfähiger Elemente unablässig das Feuer schürten. Der Ruf: Sauve qui peut, der jetzt durch die Börsenräume gellt, ist die natürliche Folge des Kampfes, der in sieghaftem Eifer, aber ohne zwingenden Grund und ohne Rüstzeug begonnen wurde. Die Mahnung zur Zurückhaltung, die in diesen Blättern oft genug ausgesprochen wurde, begegnete im größten Theil der Börsenpresse höhnischem Lachen. Jetzt ist dort die Verlegenheit um so größer. Es giebt zwar immer noch Leute, die ihre Rentenpapiere gegen Industriewerthe eintauschen; aber Das geschieht doch nur, weil sie deren Kursstand nach dem jüngsten Sturz für so niedrig halten, daß sie wieder eine Erholung und dann Gewinn erhoffen. Ohne diese neuen Käufe hätte sich die Abwärtsbewegung schneller vollzogen. Die Positionenlösungen nehmen schon die Form von Zwangsverkäufen an. Manche Wechselstuben glauben sich durch die bedrohliche Kursentwickelung verpflichtet, das Konto der Kunden einer peinlichen Revision zu unterziehen, und fordern, wo es irgend möglich ist, neue Nachschüsse. Wer sie nicht leisten konnte, wurde rücksichtlos zu Abgaben gezwungen. Die Banken wollten sich eben vor dem Sturm sichern. Dadurch wurde der Markt entlastet und eine kleine Besserung erreicht. Daß aber die Zuversichtlichkeit wiederkehrt, nachdem das Mißtrauen sich einmal in den Köpfen festgesetzt hat, ist nicht zu erwarten. Wahrscheinlich wird es im Sommer noch schlimmer werden. Man beachte nur, wie ängstlich jetzt schon jeder Nachricht entgegengeharrt wird, die aus den deutschen, belgischen, englischen und amerikanischen Montanbezirken an die Börse dringt! Mit wahrer Gier stürzt sich die Haussespekulation, die sich um den Lohn ihrer Mühe betrogen sieht, auf jede freundliche Meldung über die industriellen Verhältnisse. Aber das Frohlocken, mit dem sie sie aufnimmt und Denen, die an einen unaufhaltsamen Niedergang der Kurse glauben, vorzeigt, deutet nicht auf innere Ruhe, sondern auf einen ungesunden Fieberzustand. Von beiden Spekulantengruppen, der, die hohe, und der, die niedrige Kurse herbeisehnt, wird vergessen, daß Industrie-Markt und Markt der industriellen Werthe verschiedene Dinge sind. Wenn es den Bergwerken und Hütten gut geht, sind natürlich auch ihre Aktien ein

gutes, Gewinn bringendes Papier und finden willige, auf hohe Dividende hoffende Abnehmer. Wenn aber die glänzendsten Gewinnchancen, die sich doch übrigens nicht täglich erneuern und verbessern können, in einem übermäßig hohen Kurs bereits kapitalisirt und also für die Dauer — obwohl Niemand an eine solche Dauer glauben kann — festgelegt sind, so mag die befriedigende und lohnende Beschäftigung des Unternehmens selbst andauern, ja, sich erhöhen: der Kurs der Aktien kann trotzdem sinken, ohne ein Mißverhältniß zwischen den Chancen der Gesellschaft und dem Werthstand ihrer Papiere zu erzeugen. Ich behaupte, daß zwischen beiden Maßen trotz der gewaltigen Preisermäßigung der führenden Montanwerthe noch jetzt das richtige Verhältniß nicht vorhanden ist, daß es erst durch neue beträchtliche Kursminderungen herbeigeführt werden kann. Freilich läge es im Interesse einer ungestörten Abwickelung des Börsengeschäftes, daß sich dieser Prozeß langsam und allmählich vollzieht. Jeder Freund der Börse wird die Rückkehr zu normalen Verhältnissen, die eine überspannte Kauf- und Gewinnsucht uns geraubt hat, wünschen. Der nur, der die Börse noch tiefer ins Verderben stürzen will, wird gewaltsam den Kurssturz aufzuhalten und durch neue Kaufaufträge die Illusion an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen suchen. Was wir wollen, glauben wir gern; deshalb finden die Stimmen leicht Gehör, die noch immer von herrlichen Aussichten schwatzen. Diese Hoffnungseligen beachten die Leichen nicht, die ihre Rosse niederstampfen, — und die Toten sind still. Wir erleben das alte Schauspiel, das wir nur in unkultivirten Ländern abscheulich finden, in unserer eigenen Heimath: der Pöbel wendet sich angesichts des großen Sterbens gegen die Aerzte, die doch jetzt nicht helfen können, deren hygienische Vorschriften früher aber unbeachtet blieben, so daß die Seuche schrecklicher wüthen kann, als wenn sie durch Schutz- und Vorsichtmaßregeln gehemmt worden wäre. Diese Begleiterscheinung der Börsenbewegung ist traurig. Und doch liegt kein Grund vor, wie immer wieder betont werden muß, nun auch plötzlich an das „Ende aller Dinge" zu glauben.

Noch ist die Lage der Industrie nicht so, daß sie um Aufträge betteln muß; im Gegentheil: sie könnte sehr zufrieden sein, wenn Beschäftigungsgrad und Preise die heutige Höhe behielten. Freilich deuten alle Zeichen darauf hin, daß ihr bald der Athem ausgehen wird, weil sie sich zu schwere dauernde Lasten aufgebürdet hat, die nur in Zeiten einer Hochkonjunktur zu tragen sind. Es fehlt uns allmählich an Geld, um die Anlagen in vollem Betrieb zu erhalten. Möchte man endlich mit dem Märchen aufhören, daß einer nur auf spekulative Absichten ausgehenden Partei, Haussiers oder Baissiers, die Kraft verliehen sei, die dazu gehört, die industriellen Verhältnisse zu beeinflussen, und daß die sogenannten Börsenmanöver, als deren Folge die jetzige Kursentwickelung gern hingestellt wird, auf „Informationen" aus den Montanrevieren begründet sind. Wenn den Versicherungen der Syndikate und ihrer Schildträger zu glauben ist, daß die Lage der Hütten und Zechen gerade jetzt glänzender als je sei, dann muß es doch sehr merkwürdig erscheinen, daß trotzdem — fern von der berliner Börse mit ihren Faiseurs und böswilligen Baissiers — im Herzen der deutschen Montanindustrie, wo ihre Koryphäen das Wort führen, sich ein noch stärkeres Mißtrauen gegen die Montanwerthe geltend macht als an den Tagesbörsen. Den unwiderlegbaren Beweis dafür liefert ein Vergleich der Notirungen der düsseldorfer Montanbörse innerhalb der letzten vier Wochen. Da diese Börse nur in Zwischenräumen von mindestens acht Tagen

abgehalten wird und hier kein Aktienmißbrauch getrieben werden kann, so können nur innere, von Tageseinflüssen unabhängige Gründe für die Preisbemessung maßgebend sein. Nach dem amtlichen Kurszettel notirten in Düsseldorf die Kuxe der wichtigeren Gewerkschaften

	an der Börse vom 19. April:	an der vorletzten Börse vom 10. Mai:	an der letzten Börse vom 17. Mai:
Borussia	3000	2750	2500
Carolus Magnus	8800	8400	8100
Dahlhausen	2600	2500	2300
Dorstfeld	14400	13150	12050
Eintracht	8525	8400	8200
Ewald	21100	20600	20400
Friedrich der Große	12825	12100	10600
General Blumenthal	20400	19900	19500
Graf Schwerin	10400	9400	9100
Julius Philipp	3375	2750	2575
Königin Elisabeth	21000	20100	19300
König Ludwig	14450	13450	12050
Lothringen	14700	14800	14300
Mont Cenis	16700	16500	15400
Siebenplaneten	4475	4275	4100

Das sind denn doch Kursrückgänge von einem solchen Umfang, daß auch die bisher Blinden endlich sehend werden sollten. Diese Sprache der Thatsachen übertönt die Aeußerungen gefälliger Werkleiter, die in den Gewerken- oder Generalversammlungen die Möglichkeit einer Herabminderung der Ausbeute oder Dividende weit von sich weisen. Ich will gern glauben, daß, wie es im Jargon der Reklamewuth von sonst sehr strengen und gewissenhaften Leuten ausposaunt wird, sämmtliche Werke, die dem einen oder anderen Syndikate angehören — und welches Unternehmen der Montanindustrie gehört heute nicht einem Syndikat an! — „bis in die zweite Hälfte des nächsten Jahres hinein mit Aufträgen stark versorgt und so reichlich mit Spezifikationen für sofortige Lieferung und Lieferung in den nächsten Monaten versehen sind, daß trotz dem Aufgebot aller Kräfte jetzt und auch für die nächste Zeit den Anforderungen nicht entsprochen werden kann, daß die Marktlage nach wie vor durchaus gesund ist und die Machinationen der nach unten arbeitenden Börsenunternehmung mit dem thatsächlichen Stande des Geschäftes nichts gemein haben." Das wissen wir ja längst. Das ist uns sehr häufig, sobald nur Jemand eine Anfrage an den Direktor eines größeren Unternehmens richtete, wiederholt worden. Die Absichtlichkeit aber, mit der es uns in die Ohren geblasen wird, wirkt allmählich doch recht sonderbar. Die Wettermacher der Börse bemühen sich, möglichst oft solche „fachmännischen" Stimmungsberichte zu verbreiten, um dann ein neues Haussespiel beginnen zu können. Vierundzwanzig Stunden lang nährt sich die Börse von der Erklärung eines Gruben- und Hüttendirektors, daß seines Erachtens mit einer noch recht langen dauernden günstigen Konjunktur zu rechnen sei; die Kurse steigen, fallen am nächsten Tage aber nur um so tiefer. Daß aber eine solche Erklärung in dem selben Augenblick abgegeben wird, wo die Generalversammlung gebeten wird, die Ausgabe neuer Aktien im

Betrage von mehr als 5 Millionen Mark zu genehmigen: darauf wird nicht geachtet. Die neuen Mittel werden ohne Weiteres bewilligt, da ja für sie der Herr Direktor, der doch die Verhältnisse am Besten kennen muß, eine überaus reichliche Verzinsung in Aussicht stellt. Wenn sich diese Erwartung einst nicht erfüllt, darf deshalb gegen den Direktor kein Vorwurf erhoben werden, denn er konnte doch nicht in die Zukunft blicken, sondern nur gegen die Aktionäre selbst, die für ihre Leichtgläubigkeit dann einen verdienten Denkzettel erhalten. Den Börsen scheint jede Urtheilsfähigkeit entschwunden und man muß ernstlich fürchten, daß sie, trotz allen Sturmsignalen, das nahende Unwetter unvorbereitet finden wird.

Lynkeus.

Zwei Theaterkritiker.

Am elften April wurde Herr Ludwig Speidel, der bekannteste wiener Theaterkritiker, siebenzig Jahre alt. Es gab ein großes Getöse. Das Jubiliren ist jetzt des deutschen Landes so der Brauch. Leute, um die sich Jahrzehnte lang kein Mensch gekümmert hat, werden plötzlich, wenn ihrer Kraft bester Theil verbraucht ist, aus ihrem Eckchen geholt, in festlichem Zuge auf den Markt geschleift und vor der Quiritenschaar mit dem Lorber gekrönt. Wenn sie vor dem Feiertag sterben, tobt der Wonnechor sich am offenen Grabe aus. Speidel hat seine Apotheose erlebt. Ihm wurde, ehe er noch starr und steif zwischen vier Brettern lag, gesagt: Du bist der größte deutsche Stilist, der größte Kritiker und Aesthetiker; Du bist ein Dichter und der größte Herrscher über das Wort, der je in unserem Lande lebte; Du bist ein Zeus, dessen Donner und Blitz uns zu ehrfürchtiger Andacht stimmt; Deiner Sprachgewalt ist kein Maß, Deiner kritischen Einsicht keine Grenze gesetzt; Du bist weltberühmt und wir preisen uns selig, da uns vergönnt ward, im Dunstkreis Deines Genius athmen zu dürfen. Und so weiter. Dem Gefeierten wurde angst und bang. Daß die Mimen ihm huldigten, daß ein würdeloser Theaterdirektor, der vor jeder Hofschranze mit dem Steiß Devotion wedelt, den mächtigen Kritiker voll Inbrunst beleckte, war nicht wunderbar. Aber der Veitstanz der lieben Kollegen! Herr Speidel gab sich Mühe, in all dem Lärm nüchtern zu bleiben, und sprach schließlich stammelnd: Ihr guten Leute übertreibt wohl ein Bischen. „Ich bin ein Feuilletonist. Und das Feuilleton ist die Unsterblichkeit eines Tages.“ Das war ein Witz, — kein guter, doch einer, den man unter zehn besseren Wortwitzen Herrn Oskar Blumenthal verzeihen würde. Aber in dem schlechten Witz steckte auch eine ganze schlechte Aesthetik, ein falsches Werthurtheil und ein Mangel an Selbsterkenntniß. Das Feuilleton ist eine Kunstgattung; eine kleine, gewiß, aber eine, in der das starke Ingenium Großes zu leisten ver-

mag. Montaigne, Lessing und Sainte-Beuve waren Feuilletonisten und haben auf dem geistigen Lebensweg ihrer Völker eine unverwischbare Spur hinterlassen. Schopenhauer, Renan und Nietzsche haben Feuilletons geschrieben, die noch lebendig und wirksam sein werden, wenn alle Dramen und die meisten Epen unseres Vierteljahrhunderts längst vergessen sind. Menzel ist gerade in seinen feinsten Sachen nur ein malender Feuilletonist. Und Speidel brauchte nicht mehr zu sein, um der Jubelhymnen würdig zu scheinen.

Aber er ist eigentlich gar kein Feuilletonist. Ihm fehlt die architektonische Kraft und Feinheit, die man braucht, um auf schmalem Grund ein kleines Kunstwerk zu bauen. Er ist ein gescheiter Mann von starker Empfindungfähigkeit, launischer Phantasie und einem ungewöhnlich kräftigen Gefühl für den Reiz reiner deutscher Sprache. Er hat, wenn sein schwerfälliges Wesen von der Macht eines Dichters oder Darstellers gepackt und aus der Trägheit gerüttelt wurde, seinem Empfinden manchmal wundervolle Worte gefunden, knappe, wuchtige, unverbrauchte Worte, hinter deren anschaulicher Schilderung man ein Menschenherz pochen hörte. Manchmal, nicht immer. Auch böse Sätze sind ihm entschlüpft. Ein paar Beispiele aus den letzten Wochen: „Man spielte bei offener Szene und markirte den Anfang der einzelnen Akte durch einen Glockenschlag. Wichtiger als diese mehr äußerlichen Dinge war die allgemeine Steigerung des Tempos, die schon im Hinblick des Trägers der Hauptrollen im Interesse eines einheitlichen Stils durchgeführt wurde. Das Burgtheater hat an diesem denkwürdigen Abend gleichsam eine Ehe mit dem modernen Bühnenstil eingegangen, die hoffentlich nicht unfruchtbar sein wird." Das ist doch ziemlich schlimm, auch als stilistische Leistung. Speidel weiß ja, daß immer „bei offener Szene gespielt" wird, und er hofft nicht, daß der „moderne Bühnenstil" dem Burgtheater ein Kind machen, sondern, daß er das Burgtheater verjüngen, modernisiren werde. Auch sonst kommen im Alltagsdienst Flüchtigkeiten und Banalitäten bei dem alten Herrn vor. Aber er entschädigt an Feiertagen. Zweimal, dreimal in jedem Jahr ist er ein starker Stilmeister. Dann spricht er schlicht und gewaltig, wie Einer, den der Erdgeist der Heimath reden lehrte, dann kann er, in seinen besten Stunden, zart sein und männlich bleiben. Von der Luderwirthschaft unserer Zeitungsprache hebt er sich ab wie der Tronjer vom dunklen Hunnenhaufen.

Den Kritiker Speidel kann ich leider nicht hoch schätzen. Er hat nie einen Schwachen geschützt, nie eines Mächtigen Willkür befehdet. Er hätte es gekonnt, denn er ist, als Kritiker der Neuen Freien Presse und des wiener Fremdenblattes, seit Jahrzehnten in der österreichischen Hauptstadt eine Macht. Ihm wäre es möglich gewesen, den Geschmack des Publikums zu läutern, die Sitten seiner Berufsgenossen zu bessern und werthvollen Werken den Weg zu ebnen. Für Hebbel, für Anzengruber, für Ibsen und manchen Kleineren konnte er eintreten, konnte dafür sorgen, daß Wien auch unter veränderten poli-

tischen Umständen eine Kunstkulturstätte blieb. Nichts davon hat er gethan. Wo Großes sich zum ersten Mal seinem Blick bot, da hat er es fast immer bekämpft, mit rohem Wort, oft mit schnödem Witz. Wagners Nibelungendrama nannte er eine Affenschande des deutschen Volkes. Ueber das dritte Stück der Tetralogie schrieb er: „Die Siegfried-Musik ist, im Ganzen genommen, ein wiederkäuendes Ungeheuer, mit einem widerwärtigen Aufstoßen der Leitmotive behaftet. Der musikalische Gehalt der Oper ist ein bettelarmer, das dramatische Interesse verschwindend klein." In der „Götterdämmerung" wittert er einen „unsauberen Geist, der sich nur in der gröbsten Sinnlichkeit gefällt", und „schwört sich insgeheim, diesen Rosenkranz der Enttäuschungen nicht wieder abzubeten." Und gar der Tristan! „Nur ein Gedankenloser oder Unempfindlicher kann diese ewig aufgeregte Musik, dieses gewohnheitmäßige Außersichsein, diese angenagelte Ekstase auf die Dauer ertragen." Diese Sätze hat Herr Großmann in der wiener Arbeiterzeitung den Jubelnden ins Gedächtniß zurückgerufen; es wäre leicht, hundert ähnliche Proben hier anzuführen. Auch Eduard Hanslick, der wirklich ein Feuilletonist, an guten Tagen sogar ein sehr feiner, ist, hat sich arg an Wagner versündigt; aber er hat eine bestimmte Vorstellung vom musikalisch Schönen, musikalisch Möglichen, eine künstlerische Weltanschauung und wehrt sich mit der Leidenschaft des Gläubigen gegen den Eroberzug einer seinem kritischen Bestreben feindlichen Macht. Wo ist Speidels künstlerische Weltanschauung? Noch konnte sie Keiner entdecken. Der eigensinnige Herr überläßt sich ganz seiner Laune, seiner Zufallsstimmung. Der Jugend des Herrn Hauptmann gab er Jahre lang Ruthenstreiche. Ueber „Einsame Menschen" sagte der Sechzigjährige: „Neurastheniſcher Iffland. Ein Gouvernantenstück gewöhnlicher Art". In der Komoedie „Kollege Crampton" findet er nicht eine Szene, „die Iffland und Benedix nicht besser gemacht hätten." Und der Dichter gehört ihm zu den „Leuten, die sich mit Wollust ins Gemeine wühlen." Plötzlich, über Nacht, ein anderes Bild. Herr Schlenther, der sich auf den Umgang mit Kritikern versteht, hat den Großmächtigen beim Schoppen erleuchtet; und nun erfahren die Wiener, daß die Mären vom Rautendelein und vom Fuhrmann Henschel im Wunderreich des Genius gewachsen sind. Man könnte Bogen mit solchen betrübenden Beispielen füllen. Der Direktor Burckhard wurde als ganz unfähig, als die Schande des Burgtheaters von Speidel unermüdlich gestäupt; als der so um seine Autorität Gebrachte endlich entlassen wird, schreit der Kritiker, der ihn vorgestern in den Abgrund verdonnert hatte, die Entlassung sei ein Akt roher Willkür und schädige fürchterlich das k. k. Kunstinstitut. An Mitterwurzer, dem mächtigsten Menschenspielertalent der letzten Jahrzehnte, hat Speidel das Schlimmste gethan. Er spürte nicht, daß diese reiche Persönlichkeit der Mittelpunkt eines neuen Burgtheaters werden konnte, und schlug, unter dem Jauchzen der alten Garde,

mindestens einmal in jedem Monat auf den jungen Umstürzler ein. Dadurch wurde der Mann, dessen Wesenheit niemals recht harmonisch gewesen war und der nun die ruhige Sicherheit des Schaffens verloren hatte, in die grellsten Uebertreibungen gehetzt: Mitterwurzer wollte um jeden Preis glänzen, gegen den wüthenden Despoten der Neuen Freien Presse das Publikum für sich gewinnen, — und so fiel er in die tollsten Schrullen einer krankhaft erregten Effekthascherei, die nur mit dem Ungewöhnlichen, unerhört Sensationellen noch wirken zu können wähnte. Nach Jahren kam er ans Burgtheater zurück, aus dem ihn die Feindschaft des Allgewaltigen vertrieben hatte; und nun pries Speidel den mit dem Spiel spielenden Virtuosen als den größten Mimen des Weltenalls ... Daß Speidel unbestechlich ist und nie nach Gunstbeweisen und Nebeneinnahmen gelangt hat, mag ihn von manchem Kollegen unterscheiden; aber daß er sein Urtheil nicht wie ein Schuft an den Meistbietenden verschachert, giebt einem Kritiker noch nicht den Anspruch auf Unsterblichkeit. Er soll und will Führer sein; wer aber wird sich einem Führer anvertrauen, der sich mit grauem Haar noch so häufig verirrt?

Speidels Artikel, die in Umfang und Inhalt an Notizbuchblätter erinnern, sind fast immer lesenswerth; doch keinen einzigen kenne ich darunter, den ich den kritischen Studien von Herman Grimm und Ulrich von Wilamowitz auch nur vergleichen dürfte, und manchen, der dem Staunenden nur die Frage entstehen ließ, wie es denn möglich sei, daß eines so geistreichen Mannes Auge nicht unter die Oberfläche der Erscheinungen zu dringen vermochte. Speidel sieht im Burgtheater zwei Dramen Molières und merkt „eine allgemeine Steigerung des Tempos". Er setzt sich auf seinen Richterstuhl und schreibt, der „moderne Bühnenstil" sei ins alte Kunsthaus eingezogen. Er weiß nicht, daß Molière in seinem pariser Hause seit Jahrzehnten — und wahrscheinlich noch länger — in diesem Stil gespielt wird und daß die Meininger, mit der Sitte, in den klassischen Possen den Vorhang nicht fallen zu lassen, vor einem Vierteljahrhundert auch den Molière-Stil der Comédie-Française nach Deutschland importirt haben. Natürlich kommt er auch nicht zur Erörterung der Gründe, die diesen Stil schufen; und sie sind doch leicht zu erkennen. Erstens spricht der Franzose überhaupt schneller als der Deutsche; zweitens fordert Molières Typenwelt, mit ihren langwierigen Entwickelungen uns heute einfach scheinender Situationen und ihren ausführlichen Charakteranalysen ein beschleunigtes Tempo; und drittens werden die Leiter weltstädtischer Bühnen von dem Wunsch gedrängt, ihrem Publikum, das hohe Preise bezahlt, an einem Abend möglichst viel vorzuführen. Solche Erwägungen, die man mit einem hier freilich ein Bischen protzig klingenden Wort soziologische nennen könnte, liegen Speidel ganz fern; wenn man ihn hört, muß man glauben, das Theater sei ein Ding an sich, dessen Lebensbedingungen im Wechsel der Zeiten

stets unverändert bleiben. Als das neue Burgtheater eröffnet wurde, fand er, mit vollem Recht, in diesen riesigen Prunkbau sei die Intimität des alten Hauses nicht hinüberzuretten, und rieth, allen Ernstes, den Millionenpalast, deutscher Schauspielkunst zum Heil, rasch wieder niederzureißen. Das wurde in prachtvoll persönlichem Stil vorgetragen und es war eine Lust, dem Zornausbruch des Alten zu lauschen. Nur: einen Kritiker hörte man nicht. Der hätte sich nicht mit dem Symptom, sondern mit der Ursache beschäftigt und den Aufhorchenden gesagt: Hier schließt ein Kapitel, hier will und muß nun ein Neues werden. Für ein Komtessentheater, für das Schauspielhaus einer in Kulturgemeinschaft lebenden Oligarchie ist kein Raum mehr. Der intimen Spielkunst, die mit leisen Mitteln wirkte und sich bei Grillparzer, Bauernfeld, Scribe und Augier am Wohlsten fühlt, hat das Sterbeglöckchen geläutet. Das Burgtheater muß sich wandeln, wenn es mit großkapitalistischen Schauunternehmungen, die ringsum geschaffen werden, den Wettbewerb wagen will. Greint deshalb nicht, liebe Leute, sondern schickt Euch in die Zeit und sorgt nach Kräften dafür, daß vom guten Alten das Rettbare uns erhalten bleibt, daß die völlige Verpöbelung uns erspart wird und daß die lebensfähigen Reste unserer besonderen wienerischen Kunstkultur nicht von der Horde der Zeitgemäßen niedergetrampelt werden. Solches zu sagen, war nicht nach des Zürnenden Sinn. Er verhüllte sein Haupt und seufzte beim Biertopf über den Untergang seines Burgtheaters.

Francisque Sarcey hätte anders gehandelt. Er hätte dem Publikum, dem Architekten und dem Direktor, den Dramatikern und den Mimen Vorlesungen gehalten, unendlich lange. Er hätte wie ein Bourgeois und wie ein Professor geredet, aber mit seiner derben Vernunft schließlich durchgesetzt, daß alle Betheiligten sich in die neuen Verhältnisse fügten. Er war als Persönlichkeit viel ärmer als Speidel, schrieb ein wasserklares Durchschnittsfranzösisch und gab sich gern als einen Philister, in dessen Wesen keine Spur des dem wiener Notizengenie eigenen musischen Reizes zu finden war. Als Theaterkritiker aber ist er höher zu schätzen als der hitzige Schwabe. Er nahm seinen Beruf sehr ernst, ging vierzig Jahre lang, wenn ihn nicht Krankheit zurückhielt, jeden Abend in ein Theater und stampfte montags seinen Feuilletonweg, ohne nach Schimpf und Spott zu fragen. Beide Arten öffentlicher Anerkennung hat er in vollen Zügen geschlürft. Ein ganzes Volk, dem das Theater ein wichtiger Theil des nationalen Lebens ist, las seinen Sarcey; im kanarischen Santa Cruz gipfelte, zu meinem Staunen, des französischen Konsuls Klage über seine Verbannung in dem Jammerruf, er könne den Lundi des Temps nun immer erst sehr spät genießen. Schon lange aber gehörte es auch zum guten Ton, den armen Francisque zu verhöhnen. Den Wohlwollenden war er der alte Onkel, den Anderen eine vorsintfluthliche Versteinerung, ein dickköpfiger Schädling, ein fettes Hinderniß auf dem Wege zu neuen Kunsthöhen. Er trug Ruhm und üble Nachrede mit gleicher Gelassenheit auf weich gepolsterten Schultern. Das

große, zahlende Publikum, das er nicht verachtete, dem er durch die Gemeinsamkeit des Instinktes verbunden war, hörte bis zuletzt gläubig auf sein lobendes oder tadelndes Wort, Direktoren, Regisseure und Spieler suchten bei ihm Rath und Lehre: die Sektirer mochten nur nach Belieben spotten, die Allerneusten ihn zum Türkenkopf auf der Stange machen, nach dem man mit Bolzen schießt. Jede Polemik war ihm willkommen. Er hatte das neidenswerthe Talent, sich nie zu ärgern, und konnte in der Replik seine beste dialektische Kunst zeigen. Sonst redete er, wie ihm der Schnabel gewachsen war, nannte jedes Ding ohne Umschweife beim Namen und wehrte den Vorwurf der Banalität gemüthlich und ohne Groll mit der Antwort ab, jede dem schlichten Menschenverstand einleuchtende Wahrheit scheine dem Literaturdandy und dem Kunstsnob banal. Launen, geniale oder alberne Einfälle gab es bei ihm nicht; man wußte stets, woran man mit ihm war, und wurde niemals enttäuscht. Er vereinte die Fröhlichkeit eines früh mit Voltaires und Le Sages Weltweisheit genährten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts mit der pedantischen Gewissenhaftigkeit eines kleinen Beamten, der bis zum letzten Wank seine Pflicht thut. So kannten wir ihn; so finden wir ihn im ersten Band seiner Feuilletonsammlung wieder, die sein Schwiegersohn Adolphe Brisson unter dem Titel Quarante ans de théâtre herausgegeben hat. Das Buch ist der Mann, wird auch Deutsche den Mann lieben lehren. Als Handbuch der Theaterkunde verdient es das höchste Lob.

Als Sarcey Theaterkritiker wurde, sah er große Muster vor sich. Die beliebtesten Lundistes waren damals: Theophile Gautier, Jules Janin, Fiorentino und Paul de Saint-Victor, ein Dichter und drei Journalisten ersten Ranges. Der Neuling studirte sie sorgsam, spürte den Gründen ihrer Erfolge nach, bewunderte sie und ... hütete sich, sie zu kopiren. Ganz zufrieden war er mit Keinem von ihnen, auch nicht mit Jules Lemaître, der mit der Anmuth seiner eleganten Seele später die pariserische Welt und ihre fernsten Provinzen eroberte. Für Sarcey waren sie Alle zu sehr Literaten, Artisten, Elitemenschen. Sie wollten durch den Glanz und die Eigenart ihres Stiles wirken und als Schöpfer im Reich des Feuilletons gefeiert sein. Das war ihr Ziel, das Theater nur Mittel zum Zweck. Deshalb sprachen sie in ihren Kritiken über alle möglichen Dinge, über Politik, Geschichte, Religion, wirthschaftliche, gesellschaftliche, literarische Wandlungen, — sprachen von steiler Höhe herab zum tief unten wimmelnden Haufen. Sarcey schüttelte den bärtigen Kopf. Komische Leute! Ihre Aufgabe war doch nicht, die politische, religiöse, soziale oder literarische Geschichte Frankreichs zu schreiben, auch nicht, die Kraft ihrer Phantasie und die Feinheit ihrer Sprachkunst bewundern zu lassen. Dazu war in Revuen Raum und Gelegenheit. Der großen Leserschaar einer Tageszeitung hatten sie nur vom Theater zu erzählen; wie es da gemacht wird, gemacht werden soll und muß. Darüber sollten sie reden, einfach, sachlich und klar. Und vor-

her sollten sie das Theater von der untersten Versenkung bis zum höchsten Schnürboden durchforschen, die Bühnenvorgänge, das Spiel und das Publikum genau beobachten und erkennen lernen, daß es in diesem bunten Bereich nichts Unwichtiges, nichts der kritischen Werthung Unwürdiges giebt. So verstand er sein Handwerk; und so hat ers geübt. War kein neues Stück zu besprechen, dann sah er sich ein altes an, prüfte das früher gefällte Urtheil zum zweiten und dritten Male, lauschte eifrig auf die Art, wie ein naiver Zuschauerkreis das Drama aufnahm, und rügte, mit unerbittlicher Strenge namentlich stets im klassischen répertoire, jede ungenügende Nothbesetzung und Nachlässigkeit. Wenn seine geliebte Comédie auf Gastreisen ging, reiste er mit und fand ein immer neues Vergnügen daran, zu sehen, wie die Meisterwerke Molières, Racines, Corneilles und Mussets auf das Publikum der Provinz und des Auslandes wirkten. Und wenn er bei vierzig Grad Hitze in keinem Schauspielhause mehr Stoff fand, dann nahm er alte Theaterbücher vor, vergrub sich acht Tage lang in Geoffroy oder Gautier und erzählte am nächsten Montag, was er da gefunden habe. In solcher Beschränkung auf einen einzigen Gegenstand erwuchs er zum Meister. Er fühlte und dachte fast immer wie das Publikum; aber sein Gefühl entstand meist früher als das der unberathenen Menge und er sah seine wesentlichste Aufgabe darin, sich selbst und Andere über die Ursachen seines Fühlens und Denkens aufzuklären. Weder ein Pöbelspielhaus noch ein Esoterikertheater wollte er, sondern eine Bühne für Frankreichs gebildetes Bürgerthum. Das sollte Stücke sehen, über die es lachen oder weinen konnte, verständliche Stücke, die kein Nebelwall dem gallischen Geist sperrt. Dieses Publikum war nun einmal da, es erhielt mit seinem Gelde die Theater und Sarcey vermaß sich nicht, es zu ändern. Unverdrossen rief er den Kollegen zu: Auf uns kommt es gar nicht an, mes enfants; wir bezahlen nicht und haben kein Recht, unsere Blasirtheit, unsere persönlichen Neigungen der Menge aufzudrängen, die drei, sechs oder zehn Francs ausgegeben hat, um von Neun bis Zwölf sich in einer Scheinwelt zu amusiren; wir haben nur die Gesetze zu suchen, die vor einem solchen Publikum den Erfolg eines Dramas sichern. An Gesetze glaubte er inbrünstig und war stolz, als er solchen Glaubens Spur auch in Lessings Dramaturgie fand . . . Er hatte seinen Standpunkt nicht auf den Höhen der Kunst gewählt und man kann sich leicht eine feinere und fruchtbarere Art der Theaterkritik denken. Aber er war ehrlich, unbeirrbar im Urtheil, kannte sein Fach gründlich und waltete seines Amtes mit einem priesterlichen Ernst, von dem die behäbige Jovialität seines Wesens sich sehr ergötzlich abhob. Leckerbissen hat er nie aufgetischt und Niemand dachte daran, ihn, wie Speidel, als stilistischen Künstler zu feiern. Er war ein — übrigens gar nicht etwa dem Neuen feindlicher — Hüter der Tradition; und wir sollten, statt ihn zu verspotten, wünschen, daß auch den verwahrlosten deutschen Bühnen ein Inspektor von solcher Sachkenntniß und emsigen Redlichkeit erwachsen möge. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.